

Blick auf unser Weingut „Sonnenstuhl“

Verantw.  
miete  
Liste

Vertreter  
sucht



(1. Fränkische Traubens- und Apfelsaft-Kelterei)  
Bereit unser schönes Frankenland und dabei unsere Kellereien.  
Jederzeit seit Ihr uns ein willkommener Guest. Keine Konieverpflichtung

Frei!

„Z U M H A B S B U R G E R“  
Vornehmes Familien-Lokal  
Berlin W 30, Kurfürst. 1, Ecke Neue Winterfeldstr.  
Diners 12-16 Uhr      Soupers 19-24 Uhr  
Vereins- und Gesellschaftsräume  
Kurfürst 5165      Br. Wagner.

HAMBURGER ZIGARREN  
QUALITÄTS-  
VERSAND  
ERFOLGT SPEZIENFREI!  
Sibers  
u. Kav.  
Modellen  
Hamburg  
1929  
1933  
HAMBURG 23.  
LANDWEHR 81 - ELBE 9803

ZEITSCHRIFT DES  
FREIMAUERBUNDES  
ZUR  
AUFGEHENDEN  
SONNE



DAS NEUE  
FREIMAUERERTUM

HEFT 6 - 23. JAHRGANG DER SONNENSTRÄHLEN - 1929  
VERANTWORTLICHE SCHRIFTLEITUNG: DR. M. SABER, DRESDEN A. KRUSESTR. 13

## Hamburg-Harburger Logenkreis



Loge „Hansa“, arbeitet jeder Donnerstag um 20 Uhr, Gr. Flottbeck, Ulmenstr. 15

Loge „Menschentum“, arbeitet Dienstags um 20 Uhr, Hamburg 23, Elbbecker Bürgeralle, Wandbecker Chaussee 68-74 Loge „Lessing“, arbeitet jeden 2. und 4. Freitag im Monat um 20 Uhr im Hotel „Zu den drei Ringen“, Hamburg 1, Klostertor 7

Loge „Zum rechten Winkel“, arbeitet Montags um 19,30 Uhr, Hamburg 1, Hotel „Zu den drei Ringen“, Klostertor 7

Loge „Wahrheit und Recht“, arbeitet Freitags um 20 Uhr in Groß-Flottbeck, „Hansa-Haus“, Ulmenstr. 15

Loge „Zur Erkenntnis“, arbeitet Donnerstags um 20 Uhr in Hamburg, Logenheim, Schippsee 25

## Loge zur Wahrheit

### Nürnberg

Logenhaus St. Petrihof, 8 Uhr.

Eigenheim: St. Petrihofstr. 9  
Gusse, Br. herzlich willkommen.

Profane Adressen:  
Große Schuburg, St. Peterberg  
Centralfriedhof 10.

## „In Treue fest“

Or. Berlin II, Dienstag abends

8 Uhr, Berlin, Georgenstraße 46a.

Auswärtige Br. herzlich willkommen. Profane Adressen: Dr. Josef Loewe, Berlin, Friedrichstraße 42, Fernsprechanschluß: A VII D Bahnhof 2323, oder Ernst Borchardt, Berlin, Körnerstraße 109, Fernsprechanschluß: F VIII Janowitz 1220 a. 1985

**Hermann Hammerschlag**  
Das Spezialhaus für  
**Dame in Hülle**  
**HAMBURG**  
Hornwall 54-56, Ecke Bleichenstr.

**HOLZ-WAREN**  
(Massenartikel)  
**SPIEL-WAREN**  
(Spezialartikel)  
Gebührter Fischer \* Pohrsbau  
Holz- und Spielwaren-Fabrik - Export  
Gegründet 1848-1860  
Zu den Messen in Leipzig:  
Messehaus Union, II, 207.

# Das neue Freimaurertum

Zeitschrift des „Freimaurerbundes Zur Aufgehenden Sonne“ erscheint jährlich 12 mal und kann bezogen werden von Freimaurern alter Lehrarten. Preis für den Jahrgang 6 Reichsmark inkl. Verandskosten. Einzelheit 50 Pfennig. Beziehungen erheißen an die Schriftenverkaufsstelle des F. Z. A. S.: Karl Broshinski, Hamburg 3, Wacholderstraße 66 II / Postcheckkonto: Hamburg 67359

## 2. Jahrgang

Hamburg 1929

Nummer 6

Verantwortl. Schriftleitung: Dr. Max Seber, Dresden A. Kusestrasse 13. — Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet. — Der „F. Z. A. S.“ ist nur für seine amtlichen Mitteilungen verantwortlich. — Verlag: Schriftenverkaufsstelle des F. Z. A. S., Karl Broshinski, Hamburg 3, Wacholder 66 II. — Für den Anzeigenbeitrag Dernbele. — Druck von Friedr. Pries Buchdruckerei, Hamburg-Wilhelmsburg 1.

Inhalt: Geheimbünde bei den Naturvölkern. — Zur Abänderung des Ehescheidungsrechtes. — Im Westen nichts Neues. — Dacqués Menschheitstypen und der magische Mensch. — Freimaurerische Rundschau. — Kultur- und Zeitfragen. — Bilderschau. — Zeitschriftenschau.

## Geheimbünde bei den Naturvölkern.

Von Br. Prof. Dr. H. Jensen - Kiel.

Jeder Mensch, der inmitten einer Kulturwelt steht, gehört ohne Ausnahme verschiedenen Arten gesellschaftlicher Gruppen an: er ist Mitglied einer Familie, einer Ortsgemeinde, er gehört irgend einer kirchlichen Organisation an, ist Mitglied irgend eines oder mehrerer Vereine, und in weitestem Sinne gehört er zu einem Volke, einer Rasse. Alle diese Verbände können den Menschen in ganz verschiedener Weise im Anspruch nehmen, sie können mehr oder weniger intensiv sowohl sein Innenleben, seinen Interessenkreis, seine Anschaauungen bestim mend beeinflussen, wie auf seinen Lebensstil, ja seine rein äußere Lebensorführung einwirken. Sie alle lassen sich aber zu zwei Hauptgruppen zusammenfassen, je nachdem ein Mensch ohne eigene Wahl, schon durch seine Geburt, ihnen angehört oder ob er sich ihnen freiwillig anschließt und einfügt. Die ersten Arten der Gesellschaftsverbände, die auf der Blutverwandtschaft beruhen — also Familie, Sippe, Volk, Rasse — können wir als natürliche, die andern als künstliche bezeichnen.

Interessant ist nun zu beobachten, daß das Weib für die weite Art der Verbinde, deren Grundlage im eigentlichen Sinne der Gesellschaftstrieb ist, viel weniger Neigung und Verständnis hat als der Mann. Die weit überwiegende Zahl aller rein gesellschaftlichen Verbände wird fast ausschließlich von Männern gebildet; die verhältnismäßig wenigen von Frauen gegründeten Vereine und Verbände haben sich ganz nach dem Vorbilde der Männerverbände gestaltet. Andererseits kann ja nicht verkant werden, daß die Kräfte der Frau vielmehr als die des Mannes sich in denjenigen Zusammenschlüssen zu entfalten pflegen, die auf

der Basis der Geschlechts- und Elternliebe beruhnen, (Ehe, Familie, Sippe). Schurtz (Altersklassen und Männerbünde, 1902) sagt darüber: „In Wahrheit ist die Frau immer Vertreterin des Geschlechtslebens und der auf ihm beruhenden Verbände, während der Mann dem rein geselligen Dasein, das Gleiche mit Gleidem zu erhöhter Kraftentfaltung und gesteigertem Lebensbewußtsein vereinigt, aus seinem innersten Wesen heraus huldigt und die Liebe zum Weibe als Episode betrachtet. Hier liegt ein tiefer, kaum überbrückbarer Gegensatz zwischen Mann und Weib, der sich in tragischen Konflikten äußern kann, aber auch das Treiben des Alltags durchzieht und in Deutschland vorwiegend in den ewigen Zwiespalt zwischen Stammtisch und Familientheben auftritt, um im Kampf um den Hausschlüssel den Gipfel kleulicher Komik zu erreichen.“

So erklärt es sich denn auch, daß die gesellschaftlichen Verbände, wie sie bei den Naturvölkern in Erscheinung treten, so gut wie ausschließlich von Männern gegründet sind und getragen werden; denn hier ist jener angedeutete Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern, den die gesteigerte Kultur mehr und mehr verwischt und eine übersteigerte Kultur überhaupt kaum mehr anerkennen will, noch in seiner ursprünglichen Schärfe vorhanden, und all die Klubs, Orden und Geheimbünde, so zahlreich bei den Naturvölkern, sind typische Männerverbände, zu denen die Frau keinen Zutritt hat.

Eine Art Mittelstufe zwischen natürlichen und bewußt geschaffenen künstlichen Verbänden nimmt die *Intelligenz* nach Altersklassen ein, die bei überaus zahlreichen Völkern eine besondere Rolle spielt. Freilich beruht der Gegensatz zwischen Knaben, Jünglingen, Männern, Greisen — es handelt sich auch hier schon ausschließlich um männliche Personen — zunächst auf natürlichen Verhältnissen; allein die Grenzen zwischen den einzelnen Altersstufen lassen sich nicht immer scharf ziehen, dazu kommt, daß mit dem Übergang aus einer Altersstufe in die andere allerhand andere Übergänge und Berechtigungen verbunden erscheinen, wenn z. B. die Männbarkeitswechsel mit der Aufnahme in die Zahl der Wehrfähigen verknüpft ist u. dergl.

Wir wollen auf die zahllosen Formen, die die auf Altersklassen aufgebaut gesellschaftliche Struktur bei den Naturvölkern annimmt, nicht weiter eingehen, so auch nicht auf ihr charakteristischstes Erzeugnis, das Männerhaus. Es sei nur soviel gesagt, daß das *Männerhaus*, wie wir es auf den ozeanischen Inseln, auf dem asiatischen Festland, in Amerika und Afrika in den verschiedensten Typen vorfinden, ursprünglich ein Wohn-, Spiel- und Arbeitshaus der unverheirateten jungen Männer ist, daß aber mit dieser Bestimmung vielfach andere Funktionen verknüpft sind, ja die erstere überwunden haben. So ist denn das Männerhaus stellenweise zum Beratungshaus der Männer überhaupt geworden oder zum Mittelpunkt des Totenkults oder zum

Kriegerheim oder Fremden-Unterkunftsstätte oder schließlich durch, daß man auch den jungen Mädchen Zutritt gestattet, zu einer Stätte der freien Liebe vor der Ehe.

Aus dem System der Altersklassen und Männerhäuser heraus erklären sich die eigenartigen *klubartige gesellschaftslosen Gesellschaften*, die als solche ihren Einfluß geltend zu machen suchen, vielfach sogar auf gewaltsame, kriegerische Weise. Solche Klubs sind in besonders ausgebildeter Gestalt vor allem auf den melanesischen Inseln anzutreffen. Sie sind keine Geheimklubs, insofern außer bei der Aufnahme neuer Mitglieder jeder Mann das Clubhaus betreten und sehen darf, was darin vorgeht. Frauen sind freilich davon streng ausgeschlossen. Codrington, der ein inhalatreiches Buch über die Melanesier geschrieben hat (The Melanesians, 1891) beschreibt solche Klubs in folgender Weise: „Es ist eine gesellschaftliche, keine religiöse Einrichtung; da jedoch religiöse Bräuche das gewöhnliche Leben des Volkes durchdringen und da aller Erfolg im Leben auf ‚manā‘ (übernatürliche Kräfte) zurückgeführt wird, so erstrebt man auch durch Fasten, Opfer und Gebet die Hilfe übernatürlicher Kräfte, um zu den aufeinanderfolgenden Graden der Gesellschaft aufzusteigen. Wer von Stufe zu Stufe steigen will, braucht Geld, Lebensmittel und Schweine; dergleichen kann aber niemand erwerben, der nicht im Besitz von entsprechendem ‚manā‘ ist. Da also ‚manā‘ einen Mann im Club vorwärts bringt, so muß jeder, der darin einen hohen Grad einnimmt, sicherlich ein Mann mit viel ‚manā‘ sein, ein angesehener, großer Mann. Und in der Tat, einer der die höchste Stufe erreicht hat, ist ein sehr großer Mann; er nimmt einen Rang ein, den nur sehr wenige erlangt haben, und ohne eine Zustimmung, die durch tüchtige Zahlungen erlangt werden muß, kann niemand aus einem Grad in einen höheren aufsteigen . . . Die große Masse der Einwohneren kommt so nie über die mittleren Rangstufen hinaus, viele gelangen nicht einmal so weit . . . Beim Eintritt und bei jedem Aufsteigen zu höheren Graden muß denen, die den Grad bereits erreicht haben, Geld gezahlt werden, und dem Rang entsprechend wird ein mehr oder weniger kostspieliges Fest veranstaltet.“ Während in Melanesien fast die ganze männliche Bevölkerung solchen Klubs angehört, sind auf den polynesischen Inseln die Klubs viel exklusiver; sie umfassen nur einen geringen Teil der männlichen Einwohner.

Besonders interessant ist ein Beispiel eines Klubs auf der Molukkeninsel Ceram, von denen uns Prochnik (Mitt. Georg Ges. Wien 1892) berichtet. Zwar gehören diesem Club sämtliche streitbare Männer an; andererseits aber verhält er sich den Frauen und Kindern gegenüber durchaus als Geheimbund, verlangt auch absolutes Schweigen über alle Vorgänge in ihm und wendet bei der Aufnahme der Jünglinge ähnliche Riten, vor allem Mutterproben, an, wie sie in Geheimbünden gebräuchlich sind. Wir ha-

ben es hier allem Auschein nach mit einer Übergangsform von einem allgemeinen Klub zum Geheimbund zu tun.

Die Geheimbünde bilden sozusagen das Eudglied in der Entwicklung, die von dem System der Altersklassen über die Männerhäuser zu den Klubs und geheimen Organisationen führt. Freilich sind sie kein notwendiges Resultat dieser Entwicklung. Sie treten eigentlich nur dort auf, wo besondere Umstände ihre Entstehung begünstigen; wenn nämlich entweder allgemeine soziale Einrichtungen und Mächte versagen — man denke daran, daß im mittelalterlichen Deutschland die Feinde ihre gewaltige Macht dadurch erlangte, daß die Rechtspflege und der Rechtsschutz bedeutungslos darniederlagen —, oder wenn neue Ideen, neue Ideale aufkeimen und des Schutzes gegenüber dem eifersüchtigen Hasse des Althergebrachten, des Alltäglichen bedürfen. „Das Geheimnisvolle ist der Schutz der schwachen Anfänge. Das Neue und Große wird erst wahrhaftig groß, wenn es Zeit hat, in der Stille zu wachsen; nicht vor die gedankenlose, in schwerer Arbeit und dumpfer Similitudin verworfen dahinlebende Masse gehörten die Keime des Guten, die sie nur achtlös oder mit boshafter Freude zerbrechen würde, sondern vor die Wenigen, die wie ein schirmender Geheimbund den hoffnungsreichen Sproß behüteten“ (Schurz). Das erklärt, warum überall da, wo ein Druck politischer, sozialer, religiöser Art auf der Gesellschaft lastet, sich die Vertreter neuer, freerer Ideale und Wahrheiten gern zu Geheimbünden zusammenschließen, „denen meist Haß und Rachegefühl einen unedlen Zug verleihen, ja die im kleinen einen Despotismus üben, der unerträglicher sein kann als irgend eine tyrannische Fürstenmacht. Daß aber eine Entartung dieser Art nicht notwendig eintreten muß, beweist die Geschichte der Freimaurer, die trotz munder kläglichen Episode doch einen edlen Zug hat, wohl deshalb, weil hier nicht ein bestimmter Gegner bekämpft wird, sondern ein fernes Ideal angestrebt wird“ (Schurz).

Freilich kommt auch die allen Menschen eigene Freude am Geheimnisvollen hinzu, um Geheimbünde immer neu entstehen zu lassen und ihre Einrichtungen mit einer Fülle des Symbolischen, des Mystischen zu umgeben. Das zeigt sich in ganz besonderem Maße bei den Geheimbünden, die wir bei den Naturvölkern antreffen.

Ganz allgemein gilt für alle solche Geheimbünde, daß sie nur Männern zugänglich sind — obwohl es z. B. in Westafrika gelegentlich auch Frauengeheimbünde gibt, die dann aber ihrerseits keine Männer zulassen —, und zwar nur freien Männern, keinen Sklaven, auch keinen Fremden. Die Formen und Riten gehen auf die Bräuche zurück, die auch bei dem System der Altersklassen geübt werden, also die Riten der Knabenweihe, des Totenkults, der Tanze und Maskenfeiern. Aber sie werden in den Geheimbünden vielmehr mit dem Schleier des Geheimnisvollen umgeben

und vielfach in übersteigerter, ja geradezu grotesker Form ausgeübt.

Den bei den Pubertätsfeiern, den Knabenweihen unerlässlichen Mut- und Standhaftigkeitstests proben muß sich auch der in den Geheimbund Aufzunehmende unterzischen. Allein hier haben die ausgesuchten Qualen und Schrecknisse nicht nur den Zweck, die Nervenkraft der Bewerber auf die Probe zu stellen, sondern sie sollen ihnen zugleich die Furchtbarkeit und die Machtmittel des Bundes demonstrieren. Beim Übergang in höhere Grade vereinfachen sich die Riten aus erklälichen Gründen. Codrington erzählt in seinem bereits erwähnten Buche über die Melanesier etwas über die Aufnahmerezemonien nach dem Berichte eines Eingeborenen. Der betreffende junge Mann mußte zuerst durch einen langen, engen Bau kriechen, in dem zwei Reihen von Blättern des Brennnesselbaumes angebracht waren, auf die man noch kochendes Seewasser gegossen hatte. Vor Schmerzen konnte der Gepeinigte 2 Tage lang weder essen noch trinken, dann erhielt er ein wenig Wasser, das er von der Erde auflecken mußte, und kärgliche Speisen, die garnicht gekocht und mit Kot vermischt waren. Außerdem mußte er glühende Asche in die Hand nehmen (also eine Art Feuerprobe), man trat ihn mit Füßen, bedrohte ihn mit Gewehr und Bogen u. a. m. Dann begann die Erlernung besonderer Tänze und die Herstellung der Qatu, besonderer Maskenhüte, die aus dem Stamm von Baumfarben hergestellt werden und so schwer sind, daß außer dem Träger noch 5 weitere Leute zum Halten der Last nötig sind. In einem anderen Geheimbund ebenfalls auf den melanesischen Inseln (Banks Islands) bestand die Hauptauftnahmerezemonie darin, daß der Novize in ein mit Wasser und Mist gefülltes Loch gesetzt und mit Mist überschüttet wurde. Wieder in einem anderen Bund (auf der Insel Aurora) muß der Bewerber es sich gefallen lassen, daß ihm, während er auf der Erde liegt, brennende Kokosblätter auf den Rücken gelegt werden; die so entstehenden Narben sind gleichzeitig Abzeichen der Zugehörigkeit zum Bunde. Über die Eintrittsriten in einen Geheimbund der Ndembu am Kongofluß wird folgendes berichtet (nach Schurz): „Wie es scheint, werden die zum Eintritt in den Bund Bestimmten vorher über die Rolle unterrichtet, die sie hierbei zu spielen haben. Ist der ausersehene Tag gekommen, so schüttelt der Dorfzauberer seine Klapper gegen die Novizen, die nun wie tot niederstürzen; man hüllt sie darauf in Leidengewänder und schafft sie nach einer umzäunten Stelle außerhalb des Dorfes, bis ihrer 20 bis 30 beisammen sind. Hier bleiben sie eine gewisse Zeit, die nicht in allen Ortschaften die gleiche ist und zwischen 3 Monaten und 3 Jahren schwankt. Es wird angenommen, daß die 'Toten' in dieser Zeit verwesen, worauf dann endlich der Zauberpriester die Knochen sammelt und alle Novizen durch ein Zaubermittel wieder ins Leben zurückruft. Die Neublebten kehren hierauf in festlichem Zuge in den Ort zurück. Hier spielen sie die Komödie“

weiter, indem sie sich wie unwissende Kinder gebürden, ihre eigenen Verwandten nicht mehr erkennen, eine besondere Sprache sprechen usw.

Über die Aufnahmeriten in den Porobund, der unter einem fast wie ein Gott angesehenen Großmeister steht, der einen Rat der Alten neben sich hat, bei den Kpelle in Liberia, teilt Westermann (Die Kpelle, 1921) einiges mit: „Der erste und wichtigste Akt besteht darin, daß man dem Novizen die Bundesmarken einritzet. Die Marke besteht in einem langen geraden Strich den Rücken hinunter mit grätenartigen Ausschnitten nach beiden Seiten; manchmal verteilt sich die Linie unten auf die beiden Hinterbacken. Das Einschneiden der Marken soll sehr schmerhaft sein, und die Novizen sehen ihm mit Bangen entgegen. Der Patient wird auf den Bauch gelegt, nötigenfalls von 2 Männern festgehalten, und dann werden die Wunden mit einem Messer und einem ahlensförmigen Instrument geritzt, während ein anderer eine Flüssigkeit hineintröpft, die die Wunden offenhält und Narbenbildung sichert. Unmittelbar nach der Narbenschneidung wird der Zauber des Bundes gegessen: das beim Narbenschneiden fließende Blut wird dem Zauber (einer kleinen Holzfigur) aufgeschnürt und von Teilen des Zaubers wird eine Brühe bereitet, die dem Novizen auf den Körper gestrichen oder zu trinken gegeben wird. Damit wird auch das Schweigegeleiße abgelegt, und nun ist der Eingetretene wirklich Mitglied des Porobundes geworden.“ —

Sehr interessante, ausführliche Mitteilungen über den Geheimbund Areoi auf Tahiti erhalten wir von Webster (Primitive Secret Societies, 1908). In diesem Bunde gab es eine Reihe von Graden; das Verbleiben in den unteren Graden richtete sich nach der erworbenen Beherrschung der Gesänge, Tänze usw. Die Aufnahme in höhere Grade war stets mit Festlichkeiten verknüpft. Jedesmal erhielt der Beförderte einen neuen Namen. Der Bund zerfiel in 12 Logen, an deren Spitze eine Art von Großmeistern standen. Die einzelnen Grade, 7—9, unterschieden sich durch besondere Abzeichen, d. h. durch besondere Tüttowerung und Beklamung. Schon beim Eintritt in die untersten Grade mußten große Geldbeträge gezahlt werden, die in den höheren Graden so enorm wurden, daß nur die Angesehensten und Reidsten sich den Eintritt in diese leisten konnten. Aber auch nur die höchsten Grade waren in vollständigem Besitz aller Geheimnisse.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Abänderung des Ehescheidungsrechtes.

Denkschrift des Verbandes Eherchtsreform, Berlin.

Da gegenwärtig der Kampf um die Ehescheidungsreform akut geworden ist, dürfte auch nachfolgende Denkschrift zur Orientierung willkommen sein. Aus der Lektüre erkennt man, daß es sich darum handelt, die

längst notwendige gewordene Humanisierung der Ehescheidung endlich durchzuführen.

Red.

Die bisherige Ehescheidungspraxis hat in voller Klarheit ergeben, daß infolge der Bestimmungen des § 1568 Ehen nach schuldhaftem Verhalten des Klägers (Kompensationsmotive) ihrer Form nach fortgesetzt werden müssen, ohne daß die Beteiligten jemals in geordnete, seelische und wirtschaftliche Verhältnisse gelangen.

Auch in der neuen Fassung des § 1568a befindet sich die kautschukartige Bestimmung des Schuldprincips bezüglich des vorsätzlichen Ehezerstörs, die dem Sinn des Zerrüttungsprincips insofern widerspricht, als durch Abweisung der Klage die durch den Prozeß noch in erhöhtem Maße zerrüttete Ehe gezwungenermaßen zu einer völligen Entfremdung der Ehegatten und zu einem dauernden Getrenntsein führt.

Ober-Rechtsanwalt Prof. Ebermayer schlägt die Scheidung solcher Ehen vor, die nach verlorenem Scheidungsprozeß — man gelnder Schuldbeweis, Kompensation der Schuld — fortgesetzt werden müssen. Die Scheidung dieser schweren Fälle ist dem Richter aber nur dann, ohne Gewissenkonflikt, möglich, wenn die Bestimmung der Scheidung wegen gänzlicher Entfremdung ausdrücklich in der neuen Gesetzesfassung hervorgehoben wird. Daher halten wir die Einschaltung folgenden Zusatzes im Antrag von Prof. Kahl hinter den Worten „der andere Ehegatte auf Scheidung klagen“ für unumgänglich erforderlich und notwendig.

„Haben die Ehegatten mindestens drei Jahre lang getrennt gelebt, so kann jeder von ihnen auf Scheidung klagen und die Ehe ist wegen gänzlicher Entfremdung zu scheiden.“

## B e g r ü n d u n g :

Unbedenklich konnte das Ehescheidungsrecht in Schweden, Tschechoslowakei und in der Schweiz als frei fortgeschrittenen Ländern das Klagerrecht des vorsätzlichen Ehezerstörs beseitigen, weil dort nicht das Vorurteil gegen Scheidung herrscht wie in Deutschland, vielmehr die alte Überlieferung, die Ehen mit Gewalt zusammenzuhalten, in diesen Ländern ein überwundener Standpunkt ist. Daher wäre kaum anzunehmen, daß schwedische Richter durch Vorurteile oder Überlieferungen befangen, die Absicht des Gesetzgebers durch rückständige Anschauung zunichte machen könnten. Als Beweis dafür gilt der Umstand, daß schon vor Einführung der neuen Bestimmungen im Jahre 1915 bzw. 1909 die Praxis zeigte, daß in Skandinavien die Fälle, wo ein Ehegatte die Scheidung verweigert, außerordentlich selten sind, weil hier die Frauen freier von Vorurteilen waren und sich nicht an den Mann wie an einen „Besitz“ klammern, den man um keinen Preis hergeben und noch viel weniger einer Anderen gönnen will. — Bedeutend anders jedoch liegt der Fall in Deutschland. Einmal ist es ein religiös zersplittertes Land, in dem nicht nur Vorurteil und Überlieferung viel stärker ausgeprägt sind, sondern in dem der

katholische Teil, wohl in nicht geringem Maße nach den Gehalten seiner Religion, die Ehe als Sakrament und unlöslich ansieht. Man kann daher auch von den Richtern nicht erwarten, daß sie sich von den Vorurteilen und Überlieferungen frei gemacht hätten und noch weniger kann man von einem katholischen Richter erwarten, daß, wenn schon das Gesetz eine Sache in sein Ermessen stellt, er sich mehr oder minder unbewußt nicht von den Ausdauungen seiner Religion leiten ließe.

für Deutschland ist daher gerade in diesem Punkte eine besonders klare Fassung des Scheidungsrechtes bei gänzlicher Entfremdung berechtigt, während grundsätzlich in Schweden sowohl wie in Norwegen die Auffassung in richterlichen Kreisen herrscht, die einer der erfahrensten Stockholmer Rechtsanwälte dahin formuliert:

„Leben zwei Ehegatten 5 Jahre von einander getrennt und ist die Trennung von einem Gatten mit dem ausdrücklichen Zweck herbeigeführt, seine Ehescheidung herbeizuführen, so kann man doch mit bestem Willen keinen Grund entdecken, weshalb die Ehe, deren Zerrüttung so zutage liegt, nicht geschieden werden sollte.“

Während in der ausländischen Ehegesetzgebung die Richter darauf hingewiesen werden müssen, daß es auch Fälle gibt, wo eine Scheidung nicht angebracht ist, bedarf es dieses Hinweises in Deutschland nicht, da die meisten Richter noch auf Jahrzehnte hinaus geneigt sein werden, diesen Fall nur zu häufig zu sehen.

Soll aber, trotz der andersgearteten Verhältnisse in Deutschland, nach dem Vorbild ausländischer Gesetzgebung, das schuldhafte bzw. mutwillige Verhalten des Klägers unter Umständen zur Abweisung der Klage führen, so tritt ein Zustand ein, der die Milderung ehegesetzlicher Bestimmungen wie sie der Gesetzgeber beabsieht, völlig zunichte macht. Nämlich die der Heiligkeit und Wahrhaftigkeit der Eheinstellung widersprechende Scheinehe bleibt in ihrer verstärkten Zerrüttung äußerlich bestehen. Zu diesem Punkt führt eine rechtstehende Berliner Zeitung folgendes aus:

„Bei zerrütteter Ehe werden sich die Ehegatten wohl fast ausnahmslos trennen. Damit beginnt für die nicht geschiedenen Parteien ein trauriges Kapitel: der getrennte Unterhalt führt zur wirtschaftlichen Notlage; die dauernde Unmöglichkeit eines neuen Familienlebens wirkt auf Moral, Unterkunft und Erwerb dunkle Schatten, es kommt zur Trunksucht, Verkommenheit, Prostitution, und endlich berichten die Zeitungen über Mord und Totschlag. Nur Menschen, die diese jammerhaften Zustände selbst durchleben, können sie richtig empfinden, nicht die glücklich verheirateten Kritiker mit ihrem „Wenn“ und „Aber“. Tausende von Leidtragenden ihres ehelichen Missgeschicks rufen nach Änderung des Ehescheidungsgesetzes, das diese Zustände mit verschuldet. Nur ein Gesetz, wonach

zerrüttete Ehen ohne Nachweis des Verschuldens geschieden werden können, wenn die Ehegatten jahrelang getrennt leben, würde die geschilderten Mißstände verschwinden lassen und in Zukunft verhüten.“

Nicht nur um das Glück Einzelner handelt es sich aber bei Lösung dieses Problems, sondern um das Gesamtwohl des ganzen Volkes sowie um die nachkommende Generation, die diese berechtigte Forderung immer aufs neue erheben wird. Jeder Verbrecher sieht den Tag seiner Freiheit kommen, ja, er braucht die Strafe oft nach Bewilligung der Bewährungsfrist nicht anzutreten, dagegen wird der getrennt lebende Ehegatte auf immer seines Familien Glückes beraubt, wenn die oben beantragte Bestimmung nicht Gesetz wird. Im Staatsinteresse sowie aus Gründen der Moral sind aber dringend geordnete, gesunde Familienverhältnisse zu fordern. Daher muß ein Endpunkt des Jahrzehnten Getrenntlebens im Gesetz unbedingt zum Ausdruck gebracht werden, indem solche Ehen namentlich nach einem vorhergegangenen Scheidungsprozeß, infolge Entfremdung endgültig geschieden werden können, um der Unmoral der Scheinehen ein Ziel zu setzen.

Diese Maßnahme ist umso mehr geboten, als bei Prüfung der Frage nach dem vorwiegend schuldhaften Ehezerstörer bei verlorenem Prozeß durch den Richter auf Grund der neuen Fassung, die ganze Eheangestogenheit mit ihrem wüsten Schmutz und Ekel noch einmal aufgewollt, die Prozeßführung ungemein erschwert die Kostenfrage nicht unerheblich gesteigert sowie vor allem die Zerrüttung noch mehr gefördert wird mit dem Endziel, daß die Beteiligten getrennt ihre Scheinehe weiter führen müssen.

Die Ehe soll nicht betrachtet werden müssen als ein Vertrag, der sich auf das gegenseitige unwiderrufliche Gelöbnis der Treue für das ganze Leben zur Rechtspflicht erhebt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß solche Versprechungen schon aus Gründen der sich erst später herausstellenden Unvereinbarkeit der Temperaturen wie der Charaktere oft nicht gehalten werden können. Ein gewissenhafter Mensch sollte daher ein solches Gelöbnis nicht abgeben, und wenn es abgegeben ist, hat der andere Teil kein wirkliches Recht, Erfüllung dieses meist voreilig und aus erklärmöglichkeit auf ein gutes Einvernehmen gegebenen Versprechens zu fordern.

Aber die Erfahrung hat auch gezeigt, daß Außenstehende eine Ehe den äußeren Umständen nach für „glücklich“ halten und das als Zeugen eidlich bekunden, während dieselbe innerlich und ihrem Wesen nach bereits so tief zerrüttet ist, daß jeder der Ehegatten die Notwendigkeit der Scheidung empfindet. Feinfühlige Menschen sind besonders bemüht für Außenstehende Mißhelligkeiten ihrer Ehe zu verbergen. Daher ist die vielfach aufgestellte Behauptung der Beklagten, die Ehe sei eine „durhaus glückliche“

gewesen, selbst bei Vorliegen dies bestätigender Zeugenaussagen nicht bewiesen. Schließlich aber soll es nicht Sache des Redites sein. Menschen auch nur einfachster Individualität eine bestimmte Handlungsweise aufzuzwingen in so intimen und tief eingreifenden Fragen innerer Natur.

In dem Maße jedoch, als der Richter eine ältere und strenge Auffassung hegt, bietet ihm die neue Fassung der äußeren Schuld des Ehezerstörs zweifellos die Möglichkeit, den Gatten es zu verscherzen, aus einer unglücklichen Ehe herauszukommen. Außerdem liegt nicht nur darin eine große Härte gegen den in Frage kommenden Ehegatten vor, sondern er ist auch unbewußt der Gefahr willkürlicher und objektiv ungerechter Richtersprüche ausgesetzt.

Aus diesen Gründen ist die Einschaltung der obenangeführten Gesetzbestimmung als berechtigt und notwendig zu erachten. Demzufolge würde dem § 1568a folgende Fassung zu geben sein:

„Auf Scheidung kann auch dann geklagt werden, wenn aus anderen Ursachen eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses eingetreten ist, das eine dem Wesen der Ehe entsprechende Fortsetzung der Lebensgemeinschaft nicht mehr erwartet werden kann, und wenn die Ehegatten seit mindestens einem Jahr vor Erhebung der Klage getrennt gelebt haben. Ist die tiefe Zerrüttung vorwiegend auf schuldhaftes Verhalten des einen Ehegatten, das an sich nicht die Scheidung auf § 1568 begründet, zurückzuführen, so kann nur der andere Ehegatte auf Scheidung klagen. Haben die Ehegatten mindestens drei Jahre lang getrennt gelebt, so kann jeder von ihnen auf Scheidung klagen und die Ehe ist wegen gänzlicher Entfremdung zu scheiden. Die Scheidung wird erst ausgesprochen, nachdem die Ehegatten durch endgültigen Vertrag ihre Unterhaltungspflichten sowie die Erziehung der unmündigen Kinder geregelt haben. Auf Antrag eines Ehegatten entscheidet hierüber das Gericht nach freiem Ermessen.“

## „Im Westen nichts Neues.“

Randglossen zu E. M. Remarque's Buch.  
Von Br Hermann Sternbach, Lemberg.

Dieses Buch soll — so sagt der Verfasser — weder eine Ankündigung noch ein Bekenntnis sein. Es soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde — auch wenn sie seinen Granaten entkam. Ein Buch von hohem erzieherischen Wert. Es sollten es lesen alle diejenigen, in denen noch ein Funkchens Mitgefühl und Erbarmen mit der menschlichen Kreatur glimmt. Väter und Mütter. Brüder und Schwestern. Erzieher und Lehrer sollten es lesen; auch jene Erhabenen, die

auf weichen Stühlen sitzend das Wort: Krieg mit Salbung und Emphase aussprechen, die den Mund mit dem „erfrischenden Stahlbad“ vollnehmen, während sie selber es vorziehen, in diesem Fall ungebaut zu bleiben. Und auch all die Federhelden, die den Daheimgebliebenen Bravour und Heroismus vorfaseln. „Was in den Kriegszeitungen steht über den goldenen Humor der Truppen, die bereits Tänzchen arrangieren, wenn sie kaum aus dem Trommelfeuer zurück sind, ist großer Quatsch. Wir tun das nicht, weil wir Humor haben, sondern wir haben Humor, weil wir sonst kaputt gehen.“ „Wer dafür die Augen schließt, der hat für Menschliches kein Auge mehr. Es kommt in diesem Buden nicht auf die sogenannte Fabel an, als vielmehr auf die Entblößung einer großen grauenhaften Lüge, um die man eine Glorie wob, auf daß die Menschen von dieser Gaukerei geblendet sich umso gründlicher entmenschlichen lassen. Der Heroismus, die Tapferkeit — jene männliche Komponente, die mancher im Leben durchaus nicht missen möchte — wie schrumpfen sie zusammen, wie werden sie zu nichts, wenn wir die „Helden“ selber darüber berichten hören“. „Wir sind gefährliche Tiere geworden. Wir kämpfen nicht, wir verteidigen uns nur vor dem Tode. Und wenn zusammen mit diesen jenseits der Schützengräben dein eigener Vater wäre, du würdest keinen Augenblick zaudern und ihm die Grunute in die Brust schleudern.“ „Der ganze Heroismus, das ist einzig und allein die Flucht vor dem Tode, das Sich-Klammern an des Lebens höchstes Gut: das Leben. Es hat gut von Heroismus sprechen, wer den anderen gern zum Helden haben will. Aber erst das Lazarett zeigt, was Krieg ist,“ wo zu Hunderttausenden Menschen mit zerschmetterten Hüften, Knochen, Schultern, mit zerrissenen Leibern, mit ausgeronnenen Augen in Schmerzen sich winden, für die Sprüche kein Wort hat.“ „Es muß alles gelogen und belanglos sein, wenn die Kultur von Jahrtausenden nicht einmal verhindern konnte, daß diese Ströme von Blut vergossen würden, daß diese Kerker der Qualen zu Hunderttausenden existieren.“ „Die Kultur! Es ist zum Schreien. Bankrotteure sind wir alleamt, Verbrecher an der Jugend vor allen und darum Verbrecher an der Menschlichkeit schledethin.“ „Was werden unsere Väter tun, wenn wir einmal aufstehen und vor sie hintreten und Redenschaft fordern? Was erwarten sie von uns, wenn eine Zeit kommt, wo kein Krieg ist? Jahre hindurch war unsere Beschäftigung Töten — es war unser erster Beruf im Dasein.“ „So sprechen mit Recht die damals Neunzehn- und Zwanzigjährigen, die vom Leben noch nichts anderes kannten als“ „die Verzweiflung, den Tod, die Angst und die Werkstatt sinnloser Oberflächlichkeit mit einem Abgrund des Leidens.“ „Sie sahen, wie Völker gegeneinander gehetzt und getrieben wurden und „sich schweigend, unwissend, töricht, gehorsam, unschuldig töteten“. Ein Befall hat die Menschen zu Feinden gemacht.“ „An irgendeinem Tisch wird ein Schriftstück von einigen Leuten unterzeichnet, die keiner von uns kennt, und jahrelang ist unser höchstes Ziel das,

worauf sonst die Verachtung der Welt und ihre höchste Strafe ruht.“ „Man befiehlt. Völkern und Menschen, die einander nicht kennen, einander kein Leid getan, gegen einander Feinde zu werden — und Völker und Menschen gehorchen, als müßte es so sein und werden einander Feinde, als wäre es menschliches, natürliches Gehot, Feinde!“ „Jeder Unteroffizier ist dem Rekruten, jeder Oberlehrer dem Schüler ein schlimmerer Feind als sie uns — Bedenke doch mal, daß wir fast alle einfache Leute sind. Und in Frankreich sind die meisten Menschen doch auch Arbeiter, Handwerker oder kleine Beamte. Welhalb soll nun wohl ein französischer Schlosser oder Schuhmacher uns angreifen wollen? Nein, das sind nur die Regierungen. Ich habe nie einen Franzosen gesehen, bevor ich hierherkam, und den meisten Franzosen wird es ähnlich mit uns gehen. Die sind ebensowenig gefragt wie wir.“ Die erschreckende Simulösigkeit einer als Tugend verhimmelten Barbarie tritt zutage. Kaiser und Generale brauchten Krieg, um berühmt zu werden. „Seh mal in deinen Schulbüchern nach?“ Und es brauchen ihn die, die an ihm verdienst wolle. Doch darüber steht in den Schulbüchern nichts. Denn das würde ja gerade das Geschäft verderben . . .“ wurde Patriotismus und „Ideale“ in der nächsten Nähe der Tasche oder gar in der Tasche selbst zeigen. Und Hehres darf man nicht so tief unterbringen, zumindest darf es die Jugend nicht so tief liegen sehen, daß sie es nicht mit Kohle, Erz oder Kattun verwechsle.

Es ist überflüssig zu wiederholen, was an Gütern der Krieg vernichtet hat. Vernichten, verwüsten das ist ja seine einzige Aufgabe. Aber seine „größte“ Tat war die Verheerung der Jugend.“ „Wir sind keine Jugend mehr. Wir wollten die Welt nicht mehr stürmen. Wir sind Flüchtende. Wir flüchten vor uns. Vor unserem Leben. Wir waren achtzehn Jahre und begannen die Welt und das Dasein zu lieben; wir mußten darauf schließen. Die erste Granate, die einschlug, traf in unser Herz. Wir sind abgeschlossen vom Tätigen, vom Streben, vom Fortschritt. Wir glauben nicht mehr daran; wir glauben an den Krieg . . .“ Zwei Jahre Schießen und Handgranaten — das kann man doch nicht zusiechen wie einen Strumpf nachher . . .“ Ihre Welt ist in Trümmern gestürzt, weil sie sich als Lüge entpuppte und als solche nicht von Bestand sein konnte. Und an diesem Sturz haben Water und Schulmann mitgetan. „Sie wollten uns Achtzehnjährigen Vermittler und Führer zur Welt des Erwachsenseins werden, zur Welt der Arbeit, der Pflicht, der Kultur und des Fortschritts, zur Zukunft. Wir verspotteten sie manchmal und spielten ihnen kleine Streiche, aber im Grunde glaubten wir ihnen. Mit dem Bezug der Autorität, dessen Träger sie waren, verband sich in unseren Gedanken größere Einsicht und menschlicheres Wissen. Doch der erste Tote, den wir sahen, zertrümmerte diese Überzeugung. Wir mußten erkennen, daß unser Alter ehrlicher war als das ihre; sie hatten vor uns nur die Phrase und die Geschicklichkeit voraus. Das erste Trommelfeuers zeigte uns unseren Irr-

tum, und unter ihm stürzte die Weltanschauung zusammen, die sie uns gelehrt hatten. Während sie noch schrieben und redeten, sahen wir Lazarette und Sterbende; während sie den Dienst am Staate als das Größte bezeichneten, wußten wir bereits, daß die Todesangst stärker ist. Wir werden darum keine Meuterer, keine Deserture, keine Feiglinge — alle diese Ausdrücke waren ihnen ja so leid zur Hand — wir liebten unsere Heimat genau so wie sie und wir gingen bei jedem Angriff mutig vor; — aber wir unterschieden jetzt, wir hatten mit einem Male sehen gelernt. Und wir sahen, daß nichts von ihrer Welt übrig blieb. Wir waren plötzlich auf furchtbare Weise allein; — und wir mußten allein damit fertig werden.“ „Verfall und Zerrüttung einer Jugend, der das „hehre Ideal“ Kartenspielen, Fluchen und Kriegsführern beigebracht hat. „Nicht viel für zwanzig Jahre — zu viel für zwanzig Jahre.“

Obgleich der Verfasser sich dagegen verwarht, anklagen zu wollen, so ist es dennoch für jeden, der zu lesen versteht, außer Zweifel, daß die Schuld des großen Jammers der Generation zur Last fällt, die vor dem Kriege bereits gereift, der ihrer Hüt anvertrauten Jugend Bonzen statt wirklicher Größen hinstellte, Lügen für Wahrheit verkaufte, Phrasen für Überzeugung und Barberei als Ideal und Unmenschliches als erhabene Pflicht lehrte. Kein Wunder, daß diese Jugend, durch den Krieg vorzeitig gealtert, mit Misstrauen und Verachtung sich von ihren Erziehern und deren gleisnerischen Lehren abwenden mußte. Sie der Wahrheit zuzuführen, sie dem Leben und der Mitarbeit an ihm wiederzugewinnen, vermögen wir erst dann, wenn wir selbst die Lügengewänder von uns abun, wenn wir ihnen Korn und nicht Stroh zu dreschen geben. Aber wir müffen vorerst selbst Korn von Stroh unterscheiden lernen. Bislang haben wir es nicht gekonnt. Unsere Menschlichkeit war eine hohle Nuß. Sie muß wieder gefüllt werden. Und wenn sie es ist, wird sich uns die Jugend wieder voll Vertrauen zuwenden. Haus und Schule müssen sie auf den Weg leiten, der von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk führt; müssen sie zu überzeugen vermögen, daß sie schöne Grundsätze nicht nur für Festreden bereit haben, daß sie an den Menschen glauben und an das Menschliche in ihm, dem Morden (und was anderes ist Krieg) das abschrecklichste und entsetzlichste Tun ist. Bislang lehrten sie glauben, daß Kriege sein müssen. Und es waren Kriege. Wenn Menschheit auch ohne Kriege noch viel zu schaffen übrig bleibt. Und die Jungen werden den Glauben gewinnen, daß die Menschheit ohne Krieg sehr wohl auskommen kann. Heldenamt der Arbeit, der Güte, der Liebe ist — so dünkt mich — ein weit wertvoller männlicher Zug als das Heldenamt des Mordens. Und ein menschlicher.

## Dacqué's Menschheitstypen und der magische Mensch.

Von Br. Kahl, Hamburg.

Nachstehende Abhandlung ist mehr als Orientierung gemeint, denn als Festlegung auf den scharf ablehnenden Standpunkt Br. Kuhls. Die Freimaurerei wird von diesen Fragen an sich wenig berührt. Verschwiegen soll nicht werden, daß Dacqué immerhin in ernstzunehmenden wissenschaftlichen Kreisen überraschenden Anklang gefunden hat.

Ref.

Als auf dem von jährigen Großlogentag in Stuttgart Br. Endres Dacqué's Typentheorie erwähnte und meinte, daß die alte Abstammungslehre vom Menschen durch sie abgelöst sei, da vermutete ich in den Dacqué'schen Auffassungen zunächst nichts anderes, als eine bis zur letzten Konsequenz fortgeführte Mutationslehre. Eine solche in Grundzügen zu geben, wäre heute schon möglich. Dacqué war mir als Verfasser eines guten kritischen Aufsatzes über „Pulmonologie, Systematik und Deszendenzlehre“ im Sammelband „Die Abstammungslehre“ schon vor dem Kriege bekannt und weiterhin durch sein vorzügliches Hauptwerk „Grundlagen und Methoden der Paläogeographie“, dem 1919 eine ausgezeichnete populäre Darstellung folgte, betitelt „Geographie der Vorwelt“. Diese Schriften enthalten kaum eine Spur von den Ideen, von denen man später Dacqué beherrscht findet. Umso mehr durfte ich klare Wissenschaftlichkeit auch da erwarten, wo meine Niddbekanntheit mit seinem späteren Schaffen begann. Wie erstaunte ich aber, als ich, veranlaßt durch Br. Endres Hinweise, in den neuen Veröffentlichungen eine Auffassung über Wesen und Werden des Menschen vertraten fand, die auch beim besten Willen und weitestem Entgegenkommen nicht haltbar befunden werden kann. Dacqué behauptet, daß der Mensch als Menschentypus von Anfang an da war und schon in der Permperiode, im letzten Abschnitt der Primärzeit, also bereits im Paläozökum Säugetiernatur besaß, jedoch mit amphibischen und reptilhaften Merkmalen. Nach Dacqué war der Mensch in seiner Stammesgeschichte niemals ein Tier im Sinne der alten Abstammungslehre, sondern immer ein besonderer Typus. Die heute noch in den Grundzügen von der Wissenschaft festgehaltene Auffassung bezeichnet er als etwas, was „verheerend über unser Volk im letzten Jahrhundert dahingegangen“ sei. Sie ist ihm zu einem „banalen Philosophem“ geworden. Sie erscheint ihm „unbiologisch“ und „allzuformalisch“ und es ist selbstverständlich, daß ihm Haeckel, dessen Lehre er grotesk nennt, in solcher Auffassung als der „kindlichste Rufer im Streit“ erscheint. Eine vollständige Darstellung der Typentheorie sucht man jedoch bei Dacqué vergeblich. Umsonst fragt man sich, wie er nun eigentlich seinen amphibischen Menschentypus der Karbonzeit an den Vorfahr der Devon- und weiterhin der Silurzeit und des Kambrisiums etc. an-

knüpfen will. Was man hinsichtlich dieser Fragen bei Dacqué liest, ist von solch hahnebüchener Art und so voll wissenschaftsfreuder „Innenschau“, daß man sich nur wundern muß, wie derartige Vorstellungen im Kopf eines Mannes entstehen konnten, der einmal Brauchbares über Deszendenzlehre geschrieben hatte. Hier verliert sich Dacqué vollkommen im Nebel der Mystik; hier fängt er sich im eigenen Netz seiner verstiegenen Phantasie. Ohne auf jene uraften Erdepodien sonderlich einzugehen, ja ohne sie auch nur recht zu erwähnen, nimmt Dacqué an, daß „das älteste Menschenwerden sich in einem für unser Leben und Verstehen längst transzendent gewordener Zustand abspielte, der zuerst nicht unbedingt an eine Körperlichkeit im streng sichtbaren Sinn geknüpft zu sein brauchte. Im Menschenwesen lag zuvor mitgeschlossen das Dämonische, Lichtes sowohl wie Dästeres; es trat in seinem Geist ein erstes Aufleuchten tierisch-physiischen Bewußtseins ein — das Flüstern der Schlange, die unten Lebensbaum gewunden war. Der Sünderfall und die Verreibung aus dem Paradies gesdah. Dies kann daher nichts anderes gewesen sein als die physisch-körperliche Auswirkung und Umgestaltung des Menschenwesens aus jener transzendentalen seelisch-geistigen Veränderung heraus. Die Entzweigung zwischen Mann und Weib trat ein. Das will heißen: es kam zur sichtbar physiologischen Entstehung des zweigeschlechtlichen Menschenwesens ursprünglichster Art und zugleich — entsprechend der metaphysischen Entzweigung zwischen dem ursprünglich göttlichen, also spezifisch menschlichen Geisteswesen und dem entgegengesetzten der Tierheit, dessen er sich nun bewußt wurde — zur Schaffung einer Tierwelt dämonischen Charakters, symbolisiert in der Schlange, die dem physisch gewordenen Menschenwesen nun ebenfalls physisch objektiviert gegenübertrat. Von da ab stand der Mensch in der organischen Natur sichtbar da; es herrschte bei ihm tierhafte Fortpflanzung, (von nun ab! d. Verf.), weil das transzendentale Einheitswesen nun in zahllosen Individuen in die physische Natur getreten war, die sterblich waren und sich nach dem Naturgesetz immer erneuerten und vermehrten. Aus dem idealen Urmenschenwesen war objektiv-physisch einerseits das dämonische Tier, andererseits der uradamitische Menschentypus, der aus dem Paradies vertriebene Mensch geworden, der nun auch der Stamn des zuerst reptiliähnlich ausschenden Säugetiers wurde, das um diese Zeit zum ersten Mal erschien sein muß.“

Seit der Vertreibung aus dem Paradies, meint Dacqué, ist die Natur unsere Feindin auf dem Wege zurück zu diesem einst mal „menschlich-göttlichen Dasein“. Ihm, dem Menschen, steht eine dämonische Welt in Schreckgestalten gegenüber, die sein göttliches Wesen einst selbst aus sich entlassen mußte und die er nun hassen und bekämpfen muß, und weiter aber auch eine Säugetiervelt, der das reptilhaft-dämonische Wesen nicht anhaftet, die teils aus sich selbst heraus sich entwickelte, teils auch „aus dem Hauptstamm Mensch vervielfältigt wurde, je mehr Tierhaftes

aus diesem sich abspaltete, je typisch menschlicher er selbst wurde“.

Es ist nur konsequent, wenn Dacqué im Bann solder Anschauungen dann mit Emphase verkündet, daß das Tier vom Menschen abstamme und nicht der Mensch vom Tier. „Seidem schmachtet die Kreatur mit unter dem Sündenfall des Menschen und harrt, wie er, der Erlösung“. Der ursprüngliche, der paradoxische Zustand, war der vollkommene, der göttliche, der sichtbar in die Natur getretene Mensch sehnt sich darum nach diesem zurück.

Ich habe, wie man sieht, an der Sphäre Dacqués lang gesogen, aber die eingesprengten Zitate waren notwendig, um die gnostisch-theologische Einstellung dieses Münchener Universitätsprofessors zum Teil mit seinen eigenen Worten zu zeigen. Notabene, das ist so ein Hauptteil der „biologischen“ Weltanschauung Dacqués, dem die alte Lehre „Grotesk“ erscheint. Der adamitische Mensch Dacqués war horngepanzert, hatte schwimmhautartig verwachsene Finger und Zehen und ging auf vier „Extremitäten“, wie es vorsichtig — wohl um den Begriff Füße zu vermeiden — im Text heißt. Dacqué datiert ihn nach seiner eigenen, an anderer Stelle zu findenden Zeiteinteilung auf etwa 60 Millionen Jahre zurück. Er war der Urmensch, nicht erst der, von der Wissenschaft angenommene Mensch des Tertiärs. Zweifelnd fragt Dacqué, ob etwa der von Berossus überlieferte Fischmensch und der sagenhafte Skorpionmensch älteste Menschenarten gewesen seien, und er will den Skorpionmenschen dahingehend aufgefaßt wissen, daß eben der uradamtische Menschentypus gepanzert war. Er ging dem hornhäutigen Adamiten voraus. Den Skorpion läßt also Dacqué draußen. Dieser hätte denn auch zu schlecht in den Weg gepaßt, denn er ist bekanntlich ein Gliedertier und Dacqué ist denn doch zu viel Deszendenztheoretiker, „in das Gliedertier mit dem Wirbeltier (Verzeihung, mit dem Wirbelsäulenmensch) auf oberem Wege noch zusammenbringen zu können. Man fühlt das förmlich aus dem Dacqueschen Text heraus. Siegfried mit der Hornhaut und der gepanzerte Achill sind übrigens späte Sagen-gestalten, die natürhaften Sinn haben, sie erinnern nach Dacqué an den hornhäutigen Adamiten und haben dort ihren wahren Urgrund.

Dacqué faßt, wo die Paläontologie und seine „Biologie“ ihr verlassen, auf Sagen und Märchen, ja, er glaubt diesen weit mehr, als der wissenschaftlich geübten Vorwesenskunde. Der Mensch der Karbon- und Permzeit war nämlich ein Natursonnambule, und der auf diese Gestalten folgende der Trias- und Jura-Periode der volnaturistige Mensch des Zeittalters der Mythen und der Ländwurmkümpfe. Nicht so ist es, daß der von der Wissenschaft vertretene Urmensch des Spättertiärs und des Frühdiluviums etwa noch die letzten aussterbenden Reste der großen Lauftrachen erlebt hat, nein, nach Dacqué lebte der Mensch ja bereits im Spät-paläozökum; er war also im Mesozoikum, in der Blütezeit der

großen Drachen, mit diesen zusammen. Von dort aus schon brachte der natursichtige magische Mensch die Erlebnisse in den Drachenkämpfen mit herauf in seine späteren Daseinszustände. Viel später erst, als jener alte Zustand der Natursichtigkeit längst fast erloschen war und dem Intellekt mehr und mehr Platz gemacht hatte, hat dann der wachsichtige Mensch die traditionell überkommenen Erlebnisse in seine unzulängliche Sprache gegeben. Er hat ihren wahren Hintergrund nicht mehr sehen, nicht mehr verstehen können. Dennoch aber ist in den uns überlieferten Sagen und Mythen nach Dacqué die alte Wahrheit noch zu erkennen. So werden Märchen, Sagen und Mythen für Dacqué zu einer Fundgrube für urweltliche Erdzustände, Tier- und Menschenarten. Naunthalich den Menschen kann er sich wohl gar nicht manigfaltig genug vorstellen. „Wer weiß, was alles am Menschenarten und Menschenarten und -abarten in den erdgeschichtlichen Jahrtausenden durch die Welt gegangen ist.“ Es gibt nichts in den alten Berichten, was dieser sonderbare Kopf nicht mit seiner fixen Idee in Zusammenhang zu bringen versuchte. Siehe Skorpionmensch. Dacqué glaubt den Menschen inbrünstig hellsichtig. „Wir dürfen die Märchen als volle Realität nehmen, seelisch und physisch“, sagt Dacqué, und selbst da, wo die alte Darstellung in ein wildes Tohuwabohu einmündet und die dichterische Phantasie sich gar zu toll gebärdet und von Kentauren und Faunen und Menschen mit Vogelgesichtern und Hundsköpfen berichtet, will er ihnen noch Realität, „naturhistorischen Sinn“ abgewinnen. Jedoch hier mit einer Einschränkung: „Nicht als ob dies dahin mißverstanden werden sollte, daß etwa Faunen und Kentauren oder Riesen und Zwerge selbst wirkliche Menschenwesen in ihrem sagenhaften Abbild seien; vielmehr sind solche Gestalten vom Menschen erkannte Wesenheiten, die dem ursprünglichen naturverbundenen Menschen eben jene unmittelbar geschaute Wirklichkeiten waren, die wir Naturkräfte nennen, die aber lebendig wesenhaft erschienen und erscheinen müssen jenen Menschen, die mit einer entsprechenden natursichtigen Seele begabt waren.“ So hat z. B. nach Dacqué der noachitische Mensch das Einhorn bei sich gehabt, denn nach einem alten Bericht nahm Noah auch das Einhorn mit in seine Arche. Das heißt, nach Dacqué, daß der noachitische Mensch, der die große Füt und den Untergang des Gondwanalandes um die Wende der Kreide- und Tertiärzeit erlebte, das Einhorn als Wunschedee sozusagen in seiner Seele trug. Und wie der noachitische Mensch und der nachfolgende immer mehr Tiergestalten aus sich entließ, die wirklich wurden und auf der Erde lebten, so hat er auch das Einhorn — jedoch dieses nur als Idee — aus sich entlassen. Das Einhorn ist nach Dacqué als konkrete Tiergestalt nie realisiert worden.

Nichts kennzeichnet den eigentümlichen Findergeist und die „biologische“ Denkweise Dacqués treffender, als sein Glaube, daß der noachitische Mensch die Katzen gezüchtet habe. Es klingt förmlich wie ein Triumph aus seinen Zeilen, indem er den Schlüs-

sel zur Lösung der schwierigen spezialstammesgeschichtlichen Frage der Herkunft der Familie der Katzenarten in einer Sage zu finden glaubt, deren Fassung dem Russen Methodius zuzuschreiben ist. Nach dessen Bericht begabte der Teufel in Gestalt einer Maus die Arche Noahs. Dieser betete zu Gott, worauf ein Löwe erschien, aus dessen Nüstern ein Käfer und eine Katze sprangen. Der noachitische Mensch, so schreibt Dacqué hieraus, hat die Katzenfamilie und zuletzt die Hauskatze aus einer wilde Tierart heraus gezüchtet. Nun ist wohl unsere Hauskatze ein Züchtingsprodukt des Menschen, aber Dacqué läßt gleich die ganze Familie der Katzen, zu denen auch Löwe und Tiger gehören, durch den noachitischen Menschen der Nachkriezezeit etwa zwischen Kreide und Tertiär hervorgehen, obwohl er sehr gut weiß, daß die Familie der Katzen erst in der Spättertiärzeit paläontologisch nachweisbar ist, und obwohl in dem Bericht von Methodius der Löwe vielleicht schon als vorhanden gedacht ist. Und wo zu sollte wohl der noachitische Mensch den Löwen geschaffen haben? Als großer Kötter hätte er doch gleich die nützliche Mauskatze schaffen können. Dacqué meint nämlich, daß der noachitische Mensch auch die Hesperidenäpfel und den Wein noch natursichtig gefunden habe, den letzteren wohl, weil in der Bibel steht: „Noah aber fing an und wurde ein Ackermann und pflanzte Weinberge“. Noah fing an. Ja, da will ich ein wenig zur Agrikultur-Tiefschau Dacqués beitragen und in einem Sinn vermuten, daß der noachitische Mensch auch das Korn natursichtig fand, das nach Dacque in der Tat dem Menschen auch richtig auf solchem Wege wie ein Geschenk Gottes zu Teil wurde.

In der Permzeit und späterhin hatte der Mensch — wohl verstanden, der Mensch, nicht das Reptil der damaligen Zeit allein, von dem wir das lange schon wissen, — also der Mensch im Dacquéschen Sinne, der Nachadamite und Vornoachite und noch der etwas spätere Mensch ein Stirnauge, ein Scheitelorgan. Neben seinen beiden ursprünglichen Augen war es ein Sinnesorgan, dessen Funktion und Fähigkeiten uns Spätgeborenen zwar dunkel bleiben müssen, das jenen Menschen aber wohl in den Stand setzte, magisch mit dem Kosmos in Verbindung zu treten. Dadurch stand dieser Mensch Dacqués in gewisser Hinsicht höher als der nachfolgende und höher als wir heutigen Intellektualgeschöpfe, denn es befähigte ihn — immer nach Dacqué — wirklich jüng-magisch verknüpft zu sein mit der Natur und dadurch zu zaubern zu können im reinen Sinn dieses Wortes. Es bildete sich später zurück und die letzten stirnaugetragenden Menschen sind mit der Sintflut dahingegangen. Noah ist schon ein ziemlicher Intellektueller, obwohl er noch natursichtig die Sintflut kommen sieht, die Katzen schafft und den Wein findet. So fand der Mensch durch seine natursichtig-magische Verbindung mit sich selbst und der Welt viele ihm notwendigen Dinge. Der Mensch empfing sie unbewußt, treffsicher, kraft seiner Innensicht durch Magie. „Wo ist der Züchter“, ruft Dacqué aus „der aus

einem leeren Gras das Korn, die Grundlage der Ernährung des Menschen etwa hervorbringen oder aus einem reinen Naturwesen eine Milchkuh hätte entwickeln können“ und er schließt weiter: „man darf das um so weniger glauben, wenn man sieht, wie wenig unsere doch so hoch entwickelte Wissenschaft darin vermag“. Also natursichtig-hellsichtig hat der Mensch diese Gaben empfangen, etwa so, möchte ich sagen, wie jener Sitaris das Honigmagazin hellsichtig sieht, in das seine Larven, wiederum hellsichtig, mit Sicherheit einmal kommen müssen oder wie die Lämmungswespe ihr Opfer gerade an dem Punkte ansticht, wo die Bewegungsnerven zusammentreffen, wie ein bewußter Kenntnis des Baues wachstichtig vorgehender Anatom oder Physiologe. Gerade weil Dacqué ähnliche Beispiele dazu benutzt, seine verstiegenen Vorstellungen zu stützen, sind seine Phantasien so gefährlich auch für den gebildeten Leser, denn dieser wird dadurch gerade oft versucht sein, zu glauben, an der unsinnigen Idee Dacqués, der höhere Mensch habe das Tier aus sich entlassen, könne etwas daran sein.

Gerade weil das unvollkommene Parietalorgan in der Permzeit wirklich bei eidecksartigen Vorfahren existierte und auch bei den von der Abstammungstheorie angenommenen hypothetischen Stammformen eine unvollkommene in den Anfängen steckengebliebene Rolle gespielt haben muß, kann der und jener Leser annehmen, das, was Dacqué darüber sagt, sei noch Wissenschaft, neue Erkenntnis, besser gestützt als die bisherige. Denn Dacqués Lehre mit ihrem Gemisch von Phantasie und Tatsachen ist gefährlich für alle diejenigen, denen der Gedanke aus irgend welchen Gründen unangenehm und in der Seele zuwider ist, der Mensch könne mit dem Tier in wesensgleiche genetische Verbindung gebracht werden.

Dacqué denkt sich einen stirnäugigen Menschen vor etwa 60 Millionen Jahren, einen wohl, dessen Schädeldecke an dieser Stelle geöffnet war, und die so beschaffenen Nebentypen sind aus ihm entlassen. Der Mensch staunt nicht aus jenen. Er war stets das Höhere. Und Dacqué scheut sich auf seinem Irrwege nicht, geradezu zu erklären, daß diese, seine spezielle Lehre, heute in vergleichend anatomischen und paläontologischen Tatsachen gründet. Ein unerhörtes Aufdenkopfstellen der Tatsachen ist das! Dacqué zeige uns den paläontologischen Beweis für *seinen* Stirnauge-menschen! Für seinen horngepanzerten Adamiten! Aber nicht das Reptil wollen wir sehen, sondern den von Dacqué konstruierten Menschen-typus! Dieser Beweis, dieser paläontologische Beleg existiert nur in der Phantasie des Münchner Professors. An anderer Stelle des gleichen Werkes weiß er es in dessen ganz anders, macht über hier einen anderen sonderbaren Schnitzer: „Meeres- und Landtiere, Mollusken und Korallen, Ge-würm und Molche, Vögel und Säugetiere sind uns in fossilen Resten überliefert aus allen Zeiten — nur der Mensch nicht“. Hier stimmts für den Menschen; aber sonst? Dacqué will sich

wohl der wissenschaftlichen Reputation begeben? Ich habe mir seit 25 Jahren in hunderten von öffentlichen Vorträgen die allgemeine Abstammungslehre sozusagen an den Schuhsohlen ablaufen, und nun muß ich sehen, daß ich ein ganz ununterrichteter Mensch bin. Die von Dacqué erwähnten fossilen Reste von Vögeln und Säugetieren aus allen Zeiten haben mir bisher gefehlt, und ich wäre ihm dankbar, wenn er mir etwa die silurischen Vögel und Säugetiere ins Haus schicken würde. Er besitzt diese oder auch nur die etwas später aufgetretenen vielleicht in seinem Privatmuseum. Unbegreiflicherweise hat er sie bisher der wissenschaftlichen Welt, von der er nicht viel hält, vorenthalten. Auf einer Tabelle, die er wiederum in dem gleichen Werke, in „Ur-welt, Sage und Menschheit“ auf Seite 42 gibt, weiß er aber nochmals anders und dieses Mal ganz richtig, denn auf dieser läßt er die „sicheren Spuren“ der ersten Säugetiere und der ersten Vögel erst in der Trias- und Jura-Periode auftreten. Solcheart ist die Übereinstimmung bei Dacqué!

Nach Dacqué gäbts auch riesige Sonnenflecken „so groß wie Skandinavien“. Man traut seinen Augen nicht und liest nochmals; eine Bestätigung ist nicht zu finden. Er meint den Sonnenfleck von 1894. Wäre dieser nur so groß wie Skandinavien gewesen, so hätte man auch mit den allerbesten Instrumenten nichts von ihm sehen können. Er war so groß, daß man die Erde einige Male aneinander gereiht hätte in ihn hineinlegen können. Solche Sonnenflecken sind gar nicht selten. Dacqué'se Gründlichkeit!

Aber was folgt nun bei Dacqué auf den noachitischen Menschen? Nun, es entsteht allmählich der pithekoide Habitus. Dieser wird Zeitcharakter, weshalb der Mensch endlich doch ein affenähnliches Körperbild zeigt. Er entläßt nun aus sich den Affen und den Affenmenschen. Mächtig setzt nun die Großhirnentwicklung ein, aber es gibt immer noch natursichtige Seelenreste, trotz des fehlenden Stirnorgans. Diese finden sich schon geringer in der Diluvialzeit und von der atlantischen Spätkultur sind nur noch kulturstille Reste da. Der Eiszeitmensch besitzt die Naturseicht von ehemals nur noch in kümmerlichem Maße. Es kommt der intellektuelle Mensch, der Mensch unserer Tuge, der Mensch der wadisichtigen Wissenschaft, der die magische Naturverbundenheit verloren hat und mit dem Intellekt nur noch an der Außenseite der Dinge herumzutasten vermag. Dieser Mensch von heute, der Mensch der Technik und Veräußerlichung wird nach Dacqué von einem solchen abgelöst werden, der nun doch wieder der magische Mensch sein wird. Wie das? Ohne Stirnauge? Dacqué kann das Gesetz der Unmöglichkeit der Rückkehr zu einem früheren Organzustand, wenn die Entwicklung in andere Richtung drängte, wobei das Organ verkümmerte und erlosch, nicht unbekannt sein. Drängt die spätere Entwicklung wieder in die frühere Linie, so wird ein neuer Körperzustand geschaffen. Unsere Zirbeldrüse wird daher wohl auch in Zukunft darauf verzichten müssen, eine höhere Rolle im Erkennen der

Dinge zu spielen. Dacqué umgeht gewissermaßen dieses Gesetz. Denn indem er hofft, daß der Schädel sich mehr nach vorn wölben wird, wodurch Raum für die Ursinnesphäre geschaffen würde, würde diese aus ihrem Schlummerzustand gehoben werden. Dadurch werde der Mensch der Zukunft mit seinem ebenfalls noch gewachsenen stärkeren Intellekt auch die magischen Fähigkeiten wieder gewinnen, ja sogar in einem stärkeren Maße, da diese nun durch die Schule des Intellekts gegangen seien.

Nun, es ist ja zweifellos, daß der Mensch der Zukunft höher stehen wird als wir. Wie sich die gehirnlichen und sonstigen Umgestaltungen ergeben werden, ist eine sehr schwierige Frage. Aber Dacqué erhofft, daß der Mensch der Zukunft wieder zaubern kann. In gewissen Sinn, sagt er, zaubern wir bewußt ja heute auch; aber es ist nicht das Zaubern des magischen Menschen, gegen den wir abgesunkene Geschöpfe sind. Das Verführerische liegt auch hier in der Tatsache, daß der Mensch ein einseitiges Intellektwesen ist, dessen Intellekt sich aus dem Unbewußten entwickelte, das treffsicherer sein kann als der genetisch-junge Intellekt. Aber Dacqué glaubt an Wunder. Der abgeschnellte Pfeil kann in seiner Richtung abgelenkt werden, wenn es der magische Mensch innig will. Der Stirnäugige konnte den Naturlauf beeinflussen, kraft seiner wirklichen Einheit mit ihm. Die Menschennatur hatte ihr „Erscheinungskorrelat im Kosmos“. „Grob ausgedrückt: Die Sinflut kam, weil der Mensch schlecht war und seinen Untergang brauchte“. Natürlich hatten dann wohl auch die Eislinge aus dem Milchstraßenring, an welchen Unsinn Hörbiger Dacqué glaubt, ihr Erscheinungskorrelat im Menschen. Dacqué ist in solchem Sinne Astrologe. Er sieht auch in den von der Bibel berichteten Wundern irgendwie reale Erlebnisse des magischen Menschen. Allerdings will er das „Sonne stehe still zu Gibeon“ auch erklärbar finden durch auf der Erde eingetretene Schallverschiebung oder durch plötzliche Änderung der Achsendrehung der Erde. Er bedenkt nicht, daß er im letzteren Falle seine famosen Bücher wohl nicht hätte schreiben können. Dacqué sieht eben in allem seinen Kern; er sieht seine fixe Idee hinein. Er glaubt der Mär. und nicht der sie auslegenden Wissenschaft. So sind ihm die Sagen vom stirnäugigen Menschen ein Beweis für diesen, trotzdem der Wiener Paläontologe Abel überzeugend nachwies, daß die Sage vom Polyphem durch Phantasieverknüpfung entstanden ist.

Wer Dacqué'se Schriften liest, ohne genügend naturwissenschaftliches Fundament zu besitzen, gerät in Gefahr, in sein Netz gezogen zu werden. Denn in Dacqué spricht nicht ein Dilettant zu uns, wie etwa Hörbiger, der die Sprache nicht meistert, sondern ein Mann, der sie bis zu dichterischem Schwung beherrscht und dabei ein Wissen und eine Einfühlungsfähigkeit entwickelt, (besonders in „Natur und Seele“), von vielfach gewinnender Wirkung. Aber er verdirbt sich dann immer selbst die Wirkung

durch unbegreifliche Entgleisungen und Verstiegenheiten. In Konsequenz seiner Lehre verkündet er: „Jede Tierform ist Rest eines aus der Menschheitentwicklung abgelegten tierhaften Seelenzustandes“. „Jede Menschenform ist Rest eines ehemals vollkommenen Menschentums“. Und am Anfang im paradieshaften, vollkommenen Zustand des Menschen stand natürlich das „Wissen um den geoffenbarten Gott“.

Die alte Abstammungslehre ist Dacqué ein „Köhlergläub“: Aber er konstruiert, weil er um gewisse Tatsachen eben doch nicht herum kann, amphibische, reptilhafte und beuteltierhafte Menschentypen, dann den edlen Säugertyp und sogar den pithekoïden Menschen, bringt also eine Stufenreihe, wie sie genau die alte Lehre hat. Sogar die Beuteltierform bringt er noch hin ein, die wir doch heute mit recht kritischen Augen ansehen. Jedoch, seine Typen sind Menschen! Menschen göttlichen Ursprungs und göttlichen Wesens. Der Mensch war niemals ein Tier!

Nun, der „Köhlergläub“ ist gut fundiert. Die Deszendenztheoretiker werden niemals die Dacqué'schen Wege wandeln.

Dacqué sucht Klaatsch bis zu einem gewissen Grade für sich in Anspruch zu nehmen; bezüglich der Genesis der Hände besonders. Aber Klaatsch würde über Dacqué's schmurrigen Urmenschen befreind gelacht haben. Klaatsch sagt ganz deutlich in seinem letzten Werk: „So läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die betreffenden Veränderungen bei den dem Menschen und den andern Primaten gemeinsamen Ahnen sehr wahrscheinlich im Tertiär stattgefunden haben“. „In den früheren Perioden gab es noch keine eigentlich menschliche Vorgeschichte also solche.“

Für die Abstammungslehre im Sinne Klaatschs, Schwabes, Weismanns, Haeckels und vieler anderer Deszendenztheoretiker gibt es hunderte von Belegen aus der vergleichenden Anatomie, Embryologie und Paläontologie; für die spukhaften Gestalten Dacqués gibt es keine. Er hat sie sich rein aus den Fingern gesogen und aus Märchen heraukonstruiert.

Man kommt förmlich in Verlegenheit ob der Fülle des Materials, wenn man die Beweise für die ganz natürliche Verknüpfung des Menschen mit den Wirbeltieren, insbesondere der Klasse der Säugetiere herausstellen soll. Schon allein die Tatsache, daß nur die Säugetiere, mit Eindluß des Menschen, ein Zwerchfell besitzen, daß sie alle, mit ganz geringen Ausnahmen, nämlich einiger Edentaten und Cetaceen, sieben Halswirbel haben, gleichviel, ob Giraffe, Elefant, Katze, Affe oder Mensch, daß sie alle Haartiere sind, wieder mit Ausnahme jener Edentaten, daß ihr Blut den Zellkern nicht besitzt und sie alle ein Temporalgelenk des Unterkiefers aufweisen, während dieses bei Amphibien, Reptilien und Vögeln ein Quadratgelenk ist, daß nur sie einen Kehldeckel haben und nur ihnen die Milddrüsen eigentlich sind, ist Beweis genug für die Untrennbarkeit des Menschen von den Säugetieren für seine gemeinschaftliche Genesis mit ihnen. Dazu kommt der

überwältigende embryologische Beweis — einer nur unter zahlreichen anderen — das, wie alle Befunde zeigen, das Quadratgelenk der Säugetierzüge sich umgewandelt haben muß in der Stammsgeschichte eben in jenes heutige Säugetier-Unterkiefergelenk.

Dacqué steht einsam da mit seinen humoristischen Menschenotypen, seinem adamitischen Siegfried und Skorpionmenschen, dem somnambulen Drachentöter, der göttlichen Ursprungs sein soll und aus dessen Generationsreihen sich die tierischen Säuger entwickelt haben sollen.

Der Jesuitenpater Wasmann, Professor und Spezialforscher auf dem Gebiete der Gliedertierkunde, sprach es in Freiburg vor seinen Hörern aus, daß die Kirche sich nicht mehr länger gegen die tierische Abstammung des Menschen sträuben könne, denn diese habe einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit angenommen. Das sagt ein Vertreter der Kirche, ein Ameisenforscher, der Anschauungen vertritt, die mir zum Teil zu altdarwinistisch und zu selektionistisch sind, und zur gleichen Zeit tritt ein Mann der Wissenschaft auf, ein Abtrünniger, Dacqué, und bringt nebelhafte gnostische Ideen in die Abstammungslehre hinein, konstruiert einen Adamiten göttlichen Ursprungs, der auf allen Vieren kriecht. Man erlebt in unserer Gehirnkranken Zeit Zeichen und Wunder.

## »Freimaurerische Rundschau.«

Esoterik, Propaganda und Massen.

Unter diesem Titel veröffentlicht Br. Franz Carl Endres in der „Leuchte“ (Aprilnummer) einen Aufsatz, in dem er seine bekannten Ausschauungen über die Unvereinbarkeit des radikalen Atheismus mit freimaurerischer Esoterik entwickelt. Wir würden dazu geschwiken haben, da ja Br. Endres Gelegenheit hatte im „Neuen Freimaurerum“ selbst diese Ideen vorzutragen und dabei unser abweichender Standpunkt in einer kurzen Bemerkung gekennzeichnet wurde. Da aber nunmehr die „Wiener Freimaurerzeitung“ den Artikel der „Leuchte“ mit Bemerkungen abdrückt, die sich gegen unseren Bund richten, ist es Pflicht des Rundschauers sich etwas ausführlicher mit diesen Darlegungen zu befassen.

Zunächst die Vorbemerkung der „Wiener Freimaurerzeitung“. Die Gedanken von Br. Endres zum genannten Thema, der auch hier wie in der Wiener Festschrift als Mitglied der Pariser Loge „Lalande“ bezeichnet wird, werden mit folgendem Satz zur Beachtung empfohlen: „Gedanken, die um so interessanter sind, als Br. Endres eine Zeit lang führte in F. z. a. S. tätig war, diesen Bund, auf den er in diesen Ausführungen unter anderen abzielt, also sehr genau kennt“.

Nun der Artikel selbst. Mit der Ausgangsthese von Br. Endres können wir durchaus einverstanden sein. Sie lautet: „Wenn der esoterische Gedanke in der Freimaurerei erstirbt, dann ist sie nicht mehr lebensfähig. Dann leistet ein politischer oder ethischer Verein dasselbe.“ Das ist auch unsere Überzeugung, wenn Esoterik nur als Ver-

innerlichungssstreben aufgefaßt wird. Oder wenn weiterhin das schöne Wort geprägt wird: „Freimaurerei ist helfende Arbeit an der Seele des Bruders.“ Aber diese Ausdeutung des Begriffes „Esoterik“ hält Br. Endres nicht konsequent fest, sondern sie vermischt sich bei ihm mit einer kosmischen Metaphysik, für die er gleiche absolute Geltung beansprucht, wie für die rein psychologische Esoterik. In dem Aufsatz, der hier zur Debatte steht, ist diese Wurzel seiner Esoterikvorstellung nur schwach angedeutet, wenn einmal die Rede ist von der freimaurerischen Idee, die „ihre Grundlagen in der Liddtreigion der nordisch-atlantischen Rasse ebenso hat, wie in der Esoterik edelster Ausübung im alten Reich Ägypten“.

Wir wissen aus den Veröffentlichungen von Br. Endres, auch in dieser Zeitschrift, daß hiermit die Tradition des freimaurerischen Geheimnisses gemeint ist, das wirklich geheimes Wissen darstellt und von ihm auf den Theorien des Münchener Paläontologen Daqué fundiert wird. Diese Vermischung nun mehr ist es, um die der Streit geht, nicht um die Esoterik, sondern um metaphysische Esoterik. Auch hier sind wir duldsam. Wer zu seiner Verinnerlichung diese Metaphysik zu benötigen glaubt, soll sie unangefochten behalten. Mit aller Schärfe wenden wir uns aber gegen den Versuch, diese Metaphysik zugleich mit dem wirklich haltbaren Esoterikbegriff allen aufdrängen zu wollen und allen Widerstehenden einfach die Befähigung zur Freimaurerei abzusprechen. Das ist Dogmatik reinsten Wassers und wirklich keine „Adogmatik“. Das ist ein Unfehlbarkeitsanspruch, der in merkwürdigem Gegensatz steht zu der Brüderlichkeit der Grundlagen.

Es ist garnicht unsere Aufgabe als Freimaurer, uns in den Streit der verschiedenen wissenschaftlichen und antiwissenschaftlichen Strömungen zu mischen. Wir haben das gar nicht nötig. Denn gerade das ist ja die reiste Zielbesetzung der Freimaurerei, sie als selbständige und unabdingige Kraftrichtung des menschlichen Herzens zu begreifen, die nicht erst aus der Erkenntniswelt, aus wissenschaftlicher oder nichtwissenschaftlicher Erkenntnis entspringt, sondern etwas vollkommen Selbständiges darstellt, was von dem Wandel der Erkenntnis gar nicht berührt wird, wenn nur erst einmal der Druck übernatürlicher Verstellungen beseitigt ist. Wer eine solche Vermischung dennoch vornimmt, der handelt vielleicht aus einem berechtigten persönlichen Bedürfnis heraus, aber zur Hebung der Freimaurerei schenkt er nicht bei im Gegenteil. Wenn man schon so wissenschaftskritisch ist, wie Br. Endres, dann sollte man wirklich jede Metaphysik erst recht ablehnen. Aber diese Konsequenz zieht Br. Endres merkwürdigerweise nicht.

Aus der Vermischung des Esoterikbegriffes mit einer metaphysischen Ausdeutung röhren alle Differenzen her, die in seinen Folgerungen aus dem durchaus richtigen Grundgedanken hervortreten.

„Mit großer Weisheit haben die Alten Pflichten den radikalen Gottesgänger und Atheisten von der Freimaurerei ausgeschaltet“.

Wir sind der Meinung, daß sich darin gerade die Zeitgebundenheit der Alten Pflichten erweist, sofern man überhaupt einräumt, daß die be treffende Stelle des englischen Textes so auszulegen ist. Damals galt Atheismus als ein Frevel gegen Gott, wurde vielfach bestraft. Heute noch so zu denken, ist denn doch wohl ein Anachronismus schlimmster Art. Br. Endres will ja von dieser früheren Difamierung des Atheisten nur das eine beibehalten: er darf kein Freimaurer werden und kann es nicht sein.

Wir haben hier den üblichen altmaurerischen Standpunkt vor uns, der für einen modernen empfindenden Menschen auch dann unerträglich ist, wenn er selber nicht zu dieser verdammt schweren Sorte von Atheisten gehört. Im ausgesprochenen Gegensatz dazu ist der F. z. a. S. gegründet worden als eine Freistätte für alle, die für Freimaurerische Ideen empfänglich sind, ohne ihnen Vorschriften zu machen für ihre weltanschauliche Einstellung. Zweifellos ein gesunder weiterziger Reformgedanke, den der F. z. a. S. nie aufgegeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. Br. Endres sucht den Reformgedanken durch die Bewerfung zu desavouieren: „Jede Reform“ der freimaurerischen Ideen ist unsinnig. Ein knapper und kurzer Machtspur. Wenn er aber selbst doch zugibt, daß die Idee sich in der Ausübung wandeln kann, so erhebt sich sofort die Frage: was ist Kern, was ist Schale, was vergängliche Form, was unvergänglicher Inhalt?

Br. Endres konzediert uns in seinem Aufsatz zwar den Atheisten, aber er darf nicht radikal sein, nur ein gemäßigter, der nicht jedes immaterielle Prinzip leugnet, vor allem kein radikaler materialistischer Monist ist. Als Begründung für diese seltsame Begrenzung freimaurerischer Toleranz wird folgendes angegeben: „Wer in dem Bruder einen seeelosen Mechanismus sieht, wie es etwa ein radikaler materialistischer Monist tut, der spielt Komödie, wenn er sich um die Seele des andern bemüht, die er leugnet.“

Die bekannte Begriffsverwechslung von Seele und seelischen Erscheinungen. Die seelischen Erscheinungen sind ja schließlich immer da, unabdingig davon wie wir uns ihr Zustandekommen denken, folglich wird auch der „materialistische Monist“ ebenso um das seelische Leben seines Bruders kümmern können, wie der Nichtmaterialist, der sich die seelischen Erscheinungen mit einer besonderen Seele erklärt.

Ein weiterer Passus des Endres'schen Aufsatzes bedarf noch einer Erläuterung. Es heißt da einmal: „Eine Umwandlung der Bauhütten in monistische Vereine, ist eine Irrlehre.“ Ein Satz, den wir vollkommen unterschreiben. So wie er aber dasteht, muß er die Vorstellung erwecken, als ob solche Bestrebungen im F. z. a. S. irgendwie maßgeblich hervortreten. Das Vorwort der „Wiener Freimaurerzeitung“ weist ja auf die Erfahrungen hin, die Br. Endres als Mitglied des F. z. a. S. zu sammeln in der Lage war und daß seine Gedanken auf den F. z. a. S. abzielen. Bekanntlich wird uns in der altmaurerischen Presse ständig vorgeworfen, wir wären ein monistischer Verein. Wenn sich übrigens die betr. Ankläger einmal die Mühe nehmen würden, beim Monistenzirkus über die „monistischen Qualitäten“ des F. z. a. S. sich zu erkundigen, so würden sie wohl von ihrem Irrglauben befreit sein. Br. Endres kann wohl kaum die Absicht gehabt haben, diese unrichtige Etikettierung seinerseits zu stützen.

Zum Schluß tritt dann Br. Endres noch für den ABAW. ein als Symbol, dessen Erlebnisinhalt dem Bruder freigestellt sein soll. Was zu diesem scheinbar toleranteren Ausweg zu sagen ist, ist in der letzten Rundschau anläßlich eines Aufsatzes von Br. Wirth gesagt worden. Nicht „atheistische Monomanie“, sondern Adogmatismus und Toleranz bewegen uns, auch den dogmatischen Anstrich zu verwerfen.

### Neues vom großen Landesdiktator.

Das Protokoll der letzten Vierteljahrversammlung des Elektrischen Bundes enthält folgenden Passus: „Vom Landesgroßmeister der Dr. L. L. von Deutschland, Br. Müllendorff, ist ein Schreiben eingegangen wegen der Teilnahme des Großmeisters Ries an der Feier des zehnjährigen Stiftungsfestes der Großloge von Wien. Das Schreiben wird den Großmeistern des Großlogenbundes mitgeteilt und die Antwort nach der Verständigung mit ihnen erteilt werden.“

Welchen Inhalt dieses Schreiben haben dürfte, ersieht man aus der Überschrift der „Wiener Freimaurerzeitung“: eine Rüge? An den Bayreuther Großmeister, der sich des gleichen Vergehens schuldig gemacht hat, wie Großmeister Ries, ist anscheinend ein gleiches Schreiben nicht ergangen. Bayreuth kennt ja die Gr. L. L. nicht mehr als Freimaurerbund an und ist daher der Judikatur des großen Landesdictators entzogen.

### Eine deutsche Loge in Paris.

Die schon vor dem Krieg bestehende Loge „Goethe“ hat von der Großen Loge erneut Arbeitsbewilligung bekommen. Am 29. April ist die feierliche Reinstallierung vorgesehen, im Tempel der Grande Loge, Rue Puteaux. Die Loge arbeitet in deutscher Sprache nach dem Ritual der Wiener Großloge.

### Ein Beispiel freimaurerischer Unmoral.

„Ein Beispiel freimaurerischer Unmoral“. Unter dieser Überschrift veröffentlichten die Leipziger N. N. mit dicken Lettern, daß Ludendorff zu 800 RM. Geldstrafe verurteilt worden ist und zwar in dem Bekleidungssprozeß des Photographen Sparr, in dem Ludendorff vom Amtsgericht in Cuxhaven zu dieser Geldstrafe verurteilt worden ist. Ludendorff hat aber Berufung eingelegt. Die Sache wird nunmehr in zweiter Instanz vor dem Landgericht Hamburg verhandelt werden.

Der General war zur Verhandlung nicht erschienen, sondern wurde vertreten. In der Beweisaufnahme erklärte Major a. D. Br. Witt-Höe, daß die Feldloge im Elappengebiet St. Quentin als Erholungshaus von großen Nutzen gewesen sei. Franzosen hätten in ihr nicht verkehrt. Der Vertreter des Privatkäfers, Rechtsanwalt Br. Jacobsen (Hamburg), verlangte die Bestrafung Ludendorffs weil dieser alte Berichtigungen unberücksichtigt gelassen habe und anders als durch eine Verurteilung nicht von seinen Kampf gegen die Freimaurerei abzubringen sei. Der Verteidiger betonte demgegenüber, daß Ludendorff nur durch die heiligste Sorge um das deutsche Volk zu seinem Kampf gegen die überstaatlichen Mächte veranlaßt worden sei. Im übrigen seien seine Angriffe lediglich gegen die Freimaurerei als solche und nicht gegen den ihm gänzlich unbekannten Photographen in Cuxhaven gerichtet gewesen. (Auf der Warte.)

Aus der Urteilsbegründung sei folgendes nach der Wiener Freimaurerzeitung angeführt.

„Der Angeklagte bekräftigt die Feldloge und ihre Mitglieder, die wie der Privatkäfer nunmehr genannt sind, des Landesverrates oder ähnlicher deutschfeindlicher Handlungen. Einen Wahreitsbeweis hiefür hat er nicht angetreten...“

Der Angeklagte ist überführt, öffentlich und durch Verbreitung einer Schrift, über den Privatkäfer Tatsachen behauptet zu haben, die geeignet sind, den Privatkäfer verächtlich zu machen und im öffentlichen Ansehen herabzuwürdigen. Er hat den Privatkäfer als unanständig und bildlich genanntes Mitglied der Feldloge „Zum aufgehenden Licht an der Somme“ unanständische und Landesverrätende Handlungen vorgeworfen. Einen Wahreitsbeweis dafür hat er nicht angeboten. Der Angeklagte ist daher wegen übler Nachrede, begangen öffentlich und durch Verbreitung einer Schrift zu bestrafen, und zwar wie oben angeführt, in fortgesetzter Handlung. Denn den Schutz des § 193 StGB. (Wahrung berechtigter Interessen) kann er nicht für sich in Anspruch nehmen ...

Bei der Bemessung der Strafe ist zu beachten, daß der Vorwurf unanständischen Verhaltens und Landesverrats wohl der schwere Vorwurf ist, der einem deutschen Staatsbürger gemacht werden kann. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß ein Wande redner der Organisation des Tannenberg-Bundes, der sich eingeruft, der Angeklagten neun veranlaßt durch die Schrift des Anklagten, noch über dessen Vorwürfe hinzuageht und in öffentlichen Versammlungen in der Umgebung Cuxhavens den Privatkäfer sogar als Spion bezeichnet hat. Der Privatkäfer, der in Cuxhaven als ruhiger, friedlicher Bürger seinem Gewerbe nachgeht, ist hiernach schwer in seinem Ansehen und Erwerb geschädigt. Dennoch hat das Gericht von einer Freiheitsstrafe Abstand genommen. Der Angeklagte hält, ob mit Recht oder Unrecht, läßt das Gericht dahingestellt, die Freimaurerlogen für eine Gefahr für das deutsche Volk und hält sich zur Bekämpfung dieser Gefahr für befreit. Er handelt also nicht aus persönlichem Eigennutz oder mit dem Zweck, andere an der Ehre zu schädigen. Weiter ist zu bedenken, daß der Vertreter des Privatkäfers selbst erklärt hat keinen Wert auf eine schwere Bestrafung zu legen. Immerhin muß die Geldstrafe für den Angeklagten empfindlich sein. Aus diesen Gründen erscheint die erkannte Geldstrafe 800 Reidsmark, ersatzweise für je 50 Reichsmark ein Tag Gefüngnis angemessen.“

Der Vertreter des Klägers, Rechtsanwalt Jacobsen, nannte in seinem Plädoyer Ludendorff den größten Schädling des deutschen Volkes. Das hatte die Einteilung eines ehrengerichtlichen Verfahrens seitens der deutsch-nationalen Volkspartei, in der Jacobsen eine große Rolle spielte, zur Folge. Ungläublich, aber wahr. Durch den plötzlichen Tod des Anwalts ist dieses Verfahren hinfällig geworden.

Wir vermögen nicht einzusehen, inwiefern diese scharfe, aber gerechte Kennzeichnung Ludendorffs etwas Ehrenrühriges darstellen soll. Außerdem hat sich Ludendorff so gründlich selbst erledigt, daß er von keinem Gegner mehr erledigt werden kann.

## Kultur- und Zeitfragen.

Kulturpolitisches Tagebuch von Ernst Falk.

Vom Kirchenstaat.

Die souveräne Entwicklung des neuen Monarchen Pius macht Fortschritte. Nicht nur seine Heiligkeit selbst, auch die Kardinäle sind bestrebt, die Würde der Blaublütigkeit für sich zu erhalten. So lese ich

in einer katholischen Zeitung, daß alle Kardinäle als Bürger des vatikanischen Staates betrachtet werden, an welchem Orte sie sich auch befinden und welche Position sie auch einnehmen. Der Lateran-Pakt wird eine Ergänzung erfahren, die sich auf die Position der Kardinäle als „Prinzen von Geblüt gleichgesetzt“ bezieht. Die vatikanische Kongregation des Ceremoniale und die kompetenten Stellen der italienischen Regierung verhandeln zur Zeit noch über den Gegenstand, der bis zur Ratifikation des Lateran-Paktes noch über den Gegenstand, der bis zur sie in der neuen Vereinbarung nicht nur den Prinzen von Geblüt, sondern dem Thronfolger anderer Staaten gleichgestellt werden, weil jeder Kardinal dazu berufen sein kann im Konklave zum Papst gewählt zu werden.

Daß unter solchen Umständen große Leute aus dem Vatikan sich nicht der einfachen Beförderungsmittel Jesu und seiner Apostel bedienen — man braucht ja „die Nachfolge Christi“ nicht zu überstreichen! — das geht aus folgendem Reisebericht hervor:

Die Reise des Kardinalstaatssekretärs Gaspari, der sich gestern mit dem Titel eines päpstlichen Legaten nach Monte Cassino begab, bot in ihrer Regie einen Vorgeschnack dessen, was nach vollzogener Ratifikation vom italienischen Staat aufgebracht werden wird um die Kirche mit allem nur erdenklichen Pomp zu feiern. Ehrenwachen, Präsiertümische Fahnen, Ansprachen wechselten auf allen Stationen, wo zum erstenmal auch die Präfekten als Regierungsvertreter zur Begrüßung erschienen waren. Von weiter hatte man das Volk an die Bahn gebracht, um es dem vorüberfahrenden papstvertretenden Kardinal zu jubeln zu lassen. In Cassino erwartete sogar der Minister Belluzzo den Papst aus dem Vatikan, der in vergoldeter Karosse mit Spitzeneiten in die beflagte und glockenläutende Stadt einfuhr während der Salut der Kanonen über die Ebene donnerte.

Auch „imperialistische Tendenzen“ hat die Città del vaticano ... wenn sie auch sehr klein sind. Aber mancher hat schon klein angefangen! Man sucht offenbar nach einigen geeigneten Exklaven. Weinstens schreibt die katholische Presse Frankreichs, man beabsichtige, das Schloß der Päpste in Avignon dem Vatikan zu rückszugeben. Die „Action Française“ ihrerseits will wissen, daß der Wallfahrtsort Lourdes zu einem eigenen Bistum erhoben und einem italienischen Bischof unterstellt werden soll. Lourdes würde dadurch zum Gegenstück des vatikanischen Kirchenstaates in Frankreich.

Ja der Katholizismus wird langsam Mode auch in Frankreich, denn der Appetit kommt auch dort mit dem Essen: und die Kirche hat einen guten Magen! So liest man in der katholischen Presse von einem recht interessanten Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris, Kardinal Dubois zur Aussöhnung von Staat und Kirche in Frankreich.

„Kürzlich haben ein Vertrag und ein Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien einen schmerzlichen Stand der Dinge beendigt, von dem man das Ende nicht vorherah: die römische Frage ist zur Zufriedenheit der Katholiken der ganzen Welt geregelt. Warum könnten wir nicht bald in Frankreich unter Zusammenwirken des guten religiösen und patriotischen Willens ein Abkommen treffen, selten das jedes Motiv zur Uneinigkeit zwischen der Kirche und dem Staat ausschalten und endlich die wahre Freiheit der Gewissen und den Frieden unter den Kindern des

gleichen Vaterlandes herbeiführen würde. Wohl, wir hoffen, daß bald, ohne Recht zu verletzen, ohne irgend eine Strenge in Anspruch zu nehmen, vielmehr im Gegenteil in der Achtung vor der Achtung vor Gerechtigkeit und Freiheit der Katholizismus, der Frankreich schuf und trotz allem darin die wahren spirituellen für den Staat unerlässlichen Kräfte aufrechterhielt, wieder seinen Platz im öffentlichen Leben einnehmen und seine wohltätige Rolle fortsetzen wird.“

Die deutsche Zentrums presse fügt diesem Brief an: Die Worte des Kardinals werden so ge deutet, daß tatsächlich Bestrebungen im Gange sind, eine Revision des Trennungsgesetzes in freiheitlichem Sinne in die Wege zu leiten. Die Abstimmung über die Wiederzulassung der religiösen Orden hat gezeigt, daß eine Mehrheit für vernünftigere Auffassungen als in der combstischen Periode in der französischen Kammer zu finden war.

#### Immer noch Konnersreuth.

Vor dem Amtsgericht Münden-Au begann dieser Tage die Verhandlung über eine Befoligungsklage des praktischen Arztes Dr. Eduard Aigner, in Freiburg im Breisgau, gegen den Schriftsteller Friedrich Ritter von Lama in Füssen und über die Widerklage Lama gegen Aigner. Der Sachverhalt ist folgender: Dr. Aigner war im Mai v. J. in Erfurt als Sachverständiger geladen, in der Verhandlung gegen den Schriftsteller Otto Thomas in Jena wegen Gotteslästerung. Sein Gutachten war teilweise veröffentlicht worden, und es hieß darin u. a., in letzter Zeit habe die von theologischer Seite verbreitete Literatur zu tendenziösen Wunderberichten geprägt, die nur aus geistiger und moralischer Unzulänglichkeit ihrer Verfasser verständlich seien. Wenn solchen Werken wie z. B. der Schrift des Herrn von Lama die bischöfliche Billigung erteilt wurde, so entstehne in der Öffentlichkeit die Auffassung, daß die katholische Kirche eine solche irreführende Stimmungsmache unterstütze. Darauf erschien im „Bayr. Kurier“ eine Erwiderung Lamas, worin dieser u. a. erklärte, daß er jedem ernsten und ehrlichen Gegner gleichförmig dessen, was er in seinem Buch über Therese Neumann sowie auch in seinen Vorträgen im Rheinland gesagt habe, jederzeit Rede und Antwort stelle. Zu diesen Gegnern zähle aber für ihn Dr. Aigner nicht. Als Zeugen sind geladen Sanitätsrat Dr. Seidel von Waldsassen und Prof. Ewald aus Erlangen, die beide schon mit der Angelegenheit der Therese Neumann befaßt waren.

Zu Beginn der Verhandlung erklärte Dr. Aigner, daß er bei den Konnersreuther Vorgängen nicht an einen beabsichtigten Betrug glaube: es liege pathologische Stigmatisation durch Autosuggestion vor. Als erster Zeuge sagte Sanitätsrat Seidel aus, er könne sich nur soweit äußern, wie es sein ärztliches Berufsgesetz gestatte. Er habe Therese Neumann in den letzten Tagen nicht getroffen um sie zu fragen, ob sie ihm vom Berufsgesetz entbinde. (Was soll das eigentlich heißen? Was für eigenartige „Geheimnisse“ gibt es da?) Er könne also nur im allgemeinen berichten. Die Wundmale der Therese Neumann seien zweifellos echt. Es handele sich um Stellen, die bluten, aber nicht um Wunden im chirurgischen Sinne. Die Zeit seiner Beobachtung stehe er persönlich dafür ein, daß die Neumann keinerlei Nahrung zu sich genommen habe. Er sei aber auch überzeugt, daß dies in der übrigen Zeit, nämlich seit September 1927, nicht geschehen sei.

Dann sagte Prof. Ewald aus. Er müsse eine Erörterung über die Stoffwechselfrage bei der Therese Neumann ablehnen, solange nicht durch Beobachtung in einer Klinik eine zweifelsfreie Grundlage nicht durch Nahrungslosigkeit gegeben sei. Daß ein Mensch garnicht esse, aber Urin ausschließe und doch nicht un Gewicht verliere, sei mit allen bisherigen Vorstellungen und Erfahrungen unvereinbar. Daß es sich im übrigen um echte Stigmatisation handele, gibt der Zeuge zu. Er halte es für unzweckmäßig, wenn Theologen und Mediziner sich in der Angelegenheit bekämpfen, und sei überzeugt, daß die Wissenschaft mit der Zeit alles erklären werde. Aber eine Beobachtung in einer neutralen Klinik sei unerlässlich.

Lama hielt dagegen seinen Standpunkt aufrecht, daß das Konnersreuther Wunder niemals medizinisch, sondern nur religiös erklärt werden könnte. Er fand es durchaus in der Ordnung, daß gegnerische Wissenschaftler nicht mehr in Konnersreuth zur Untersuchung zugelassen würden. Dem Kläger war es ein Leichtes, Lama nachzuweisen, daß eine Reihe von Behauptungen in seiner Broschüre wissenschaftlich nicht haltbar sind. Das Gleiche mußte auch ein von Lama zugezogener Sachverständiger-Zeuge zugeben.

Well sie nämlich den allein echten Ring besitzen . .

In Frankfurter Zentrumsblatt, der Rhein-Mainischen Volkszeitung, ist zu lesen:

Gegenwärtig wird im Schauspielhaus das Lessingsche Drama „Nathan der Weise“ als Schularaufführung auch für Volkschulen gegeben. Dies geschieht, obwohl der Bischofliche Kommissar und Stadtpfarrer hiergegen wiederholt Einspruch bei der städtischen Schuldeputation erhoben hat und nach Ablehnung des Einspruchs erklärt hat, an die höhere Instanz zu appellieren. Lessing hat selbst gesagt, daß sein Drama „gegen jede positive Religion“ sich richtet und er zufrieden sei, wenn „unter Tausenden auch nur einer durch die Lektüre des „Nathan“ an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“

Der Einspruch wird daher hiermit öffentlich wiederholt.

Dr. Hecht. Stadtpfarrer.

Hierzu schreibt der im schwarzen Musterblätter Böden erscheinende „Volkfreund“:

Sie hätten vor kurzem Gelegenheit gehabt, das Gleiche hier in Karlsruhe und zwar an einem tauglichen Objekt, festzustellen. Auch hier hatte das Landestheater beabsichtigt, als Aufführung für die zur Entlassung kommenden Volksschüler den ohnehin im Spielplan stehenden „Nathan den Weisen“ zu bringen. Es wurden aber von katholischen Lehrern gegen eine solche Aufführung Bedenken geäußert, mit dem Ergebnis daß man dann den „Teil“ gab. Auf diese Weise wurde das Theater genötigt, in aller Eile ein Stück herauszubringen, das nicht im gegenwärtigen Spielplan läuft. Übrigens wäre es wünschenswert, wenn möglichst früh die Wahl des Stückes für die Schulentlassung erfolgt, damit nicht wieder, wie diesmal, zwar die Hefte mit dem „Nathan“ an die Schulen herausgegeben, um als Klassenlektüre behandelt, dann aber, kaum reicht begonnen wieder eingefordert werden, weil „man“ dies Stück für Volksschüler als „nicht geeignet“ erachtet!

#### 42 000 hungernde Schulkinder in Berlin.

Die Schulspeisung der Kinder kommt als Ersatz der Verpflegung in der Familie nur in den Fällen in Frage, wo die häuslichen Verhältnisse so zerrüttet sind, daß niemand für die Kinder sorgt. Meistens kommt aber nur eine Zusatzspeisung in Betracht, die in einem Milchfrühstück ( $\frac{1}{4}$  Liter Milch oder Kakaogetränk und ein Brötchen) oder Suppe besteht, das den Kindern, die mit nüchternem Magen zur Schule kommen, bereits vor dem Unterricht gereicht wird. Die Volkspflegten erhalten außerdem ein zweites Frühstück und ein nahrhaftes Mittagessen. Ein Eintopfgericht mit Fleisch und Gemüse. Für reiche Abwechslung in der Speisebereitung ist Sorge getragen und jedes Kind erhält im Durchschnitt eine Portion von  $\frac{1}{4}$  Liter.

Welchen Umfang die Berliner Schulspeisung angenommen hat, zeigen die Feststellungen an einem Stichtage (15. Dezember 1928), wo von 358 056 Berliner Schulkindern 39 536 gespeist wurden. Es erhielten erstes Frühstück: 1940, zweites Frühstück: 48 702 und Mittagessen 8 894. Das entspricht einem Prozentsatz von 16,65. Gegenüber diesen positiven Zahlen beruht der ärztliche Befund unserer Schulfärzte — 50 v. H. der Kinder sind speisungsbedürftig — auf einer Schätzung. Die Erfahrungen in anderen Großstädten lassen aber diese Zahl als zutreffend erscheinen, sie bedeutet, daß fast ein volles Drittel unserer Schuljugend körperlich geschwächt ist.

Hier offenbart sich die Not der Nachkriegszeit, unter deren unheilvoller Wirkung die schwachen Kinder am verhängnisvollsten getroffen wurden. Es ist selbstverständlich, daß wir alles daran setzen müssen, um diese Schäden an unserer Volkskraft nach Möglichkeit und schnell auszumerzen, aber auch hier zeigt es sich, daß unsere Finanzdecke reichlich kurz ist. Wenn nur 17 v. H. hilfsbedürftiger Kinder betreut werden können, so bleiben nach einwandfreier ärztlicher Schätzung mindestens noch 15 v. H. übrig für die niemand sorgt, die auch weiterhin ohne Frühstück zur Schule kommen und die Schule nach dem Unterricht mit leerem Magen verlassen. 15 v. H. von rund 360 000 Berliner Schulkindern, das sind 47 000 hungernde Kinder in Berlin!

Jugend in Not! Die Anforderungen an den einzelnen werden im Wirtschaftskampfe immer größer, wer sich nicht auf seinen Posten beauftragen kann, sinkt hinab. Immer weiter, bis er die Allgemeinheit belastet. Wie aber soll eine Jugend deren Entwicklungsweg durch Not und Entbehrungen führen, wie sollen Kinder, die vor Hunger und Schwäche zusammenzubrechen drohen, später im Leben vollwertige schaffende Menschen werden? 50 v. H. unserer Berliner Schulkinder sind es, die diesen Leidensweg ins Leben gehen müssen!

Über zwei Millionen Mark wendet die Stadt Berlin jährlich für die Schulspeisungen auf. An sich ein großer Betrag, allein, was bedeutet diese Summe in einem Milliardenetat, in dem trotz aller Abstriche für manches weniger Lebenswichtige immer wieder die Mittel freiemadelt werden. Eine andere Seite der Berliner Jugendverhältnisse zeigt folgende Notiz:

Eine vom Berliner Magistrat in den Schulen angestellte Untersuchung über die gewerbliche Beschäftigung von Schulkindern hat das Ergebnis gehabt, daß 2895 gewerblich tätige Schulkinder in einem Jahre festgestellt wurden. Davon waren 594 Kinder vor Schulanfang, 655 Kinder über vier Stunden täglich, 119 über sechs Stunden täglich und 1155

Kinder mit Sonntagsarbeit beschäftigt. Alle diese gewerblich tätigen Kinder wurden ärztlich untersucht, dabei wurden bei 1547 Kindern nachteilige Folgen ihrer gewerblichen Arbeit festgestellt. Der Magistrat hat beschlossen, durch die Fürsorge dahin zu wirken, daß diese Schulkinder eine gewerbliche Tätigkeit nicht mehr ausüben.

**In der "guten alten Zeit" war es gar nicht so gut.**  
**Erfolgreiche Lebensverlängerung.**

Die Grenze unserer Lebensdauer wird immer weiter hinausgerückt. Schon in der Vorkriegszeit war von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine stürmige Besserung unserer Lebensaussichten festzustellen. Die im Band 401 der „Statistik des Deutschen Reichs“ veröffentlichte neue Sterbetal bringt wiederum eine ausgiebige Zulage an Lebensjahren, die sogar das aus der Vorkriegszeit gewohnte Ausmaß übertrifft.

Die Verlängerung der Lebensdauer erstreckt sich auf alle Altersstufen vom Säugling bis zum Greis. Die Abnahme der Säuglingssterblichkeit infolge geringerer Kinderzahl und besserer Pflege der Säuglinge zeigt welch gewaltiger Lebensspielraum da zu gewinnen war. Während zu Beginn dieses Jahrhunderts bereits jeder fünfte Säugling im ersten Lebensjahr wieder vom Tode hinweggerafft wurde, stirbt heute nur noch jeder zehnte im zartesten Kindesalter.

**20 Jahre mehr für Neugeborene seit 1871.**

Infolge dieser günstigen Entwicklung der Säuglingssterblichkeit und der auch in den späteren Altersstufen zu verzeichnenden Besserung der allgemeinen Sterblichkeitsverhältnisse, wurden die Lebensaussichten der Neugeborenen immer günstiger. Nach den jeweiligen Sterbetalen für das Deutsche Reich beträgt die voraussichtliche Lebensdauer der Neugeborenen:

Storbetal für die Jahre	bei männlichen Geschlecht	bei weiblichen Geschlecht
1871/1880	35,6 Jahre	38,5 Jahre
1881/1890	37,2 Jahre	40,5 Jahre
1891/1900	40,6 Jahre	41,0 Jahre
1901/1910	44,8 Jahre	48,5 Jahre
1910/1911	47,4 Jahre	50,7 Jahre
1924/1926	56,0 Jahre	58,8 Jahre

Hatte also der im Zeitraum von 1871—1880 zur Welt gekommene männliche Säugling die Aussicht 35½ Jahre alt zu werden, so werden ihm auf Grund der Storbetal von 1924/26 56 Jahre zugesprochen. Das bedeutet eine durchschnittliche Lebensverlängerung der Neugeborenen um volle 20 Jahre, von denen allein 8½ Jahre seit 1910/11 gewonnen wurden.

Beim weiblichen Geschlecht ergeben sich ganz ähnliche Unterschiede. Man kann an den vorstehenden Zahlen auch leicht erkennen, daß das „schwache“ Geschlecht durchschnittlich drei Jahre länger lebt als das „starke“. Die Frauen sind wie jeder Mediziner bestätigt, lebenszäher als die Männer und im großen und ganzen auch geringeren Berufsgefahren ausgesetzt.

Ist man vom Säugling über das Kindesalter hinaus zum Erwachsenen herangereift, so kann man für sein weiteres Leben wiederum mehr erwarten als früher. Ein 20jähriger Mann z. B. hatte nach der Storbetal von 1871/80 die Aussicht, durchschnittlich 58½ Jahre alt zu werden, nach der von 1910/11 dagegen bereits 65½. Heute werden ihm über 66½ Jahre zugesprochen: volle acht Jahre mehr als in den siebziger Jahren. War er den manigfaltigen Todesgefahren bis zum 45. Lebensjahr glücklich entronnen, dann versprach ihm die Storbetal von 1871/80 im Durchschnitt noch weitere 21 Jahre, die von 1910/11 25½, während ihm die neue Storbetal fast 26 Jahre zugesagt.

Im Greisenalter sind die Möglichkeiten der Lebensverlängerung, naturgemäß nur noch gering. Immerhin erreichen die 65jährigen heute im Durchschnitt ein Alter von insgesamt 76½ Jahren gegen 75½ vor dem Krieg und 74½ in den 70er Jahren.

Argus.

**Der Kulturkampf in Rußland.**

Unter dieser Überschrift schreibt die (von unserem Br. Penzig herausgegebene) „Ethische Kultur“ einiges sehr interessante über die religiösen Verhältnisse in Sowjet-Rußland, was eine wertvolle Ergänzung zu dem bildet, was ich hier in der letzten Zeit an einzelnen berichten konnte. Darüber hinaus aber mag es auch manche unserer Brüder denklich stimmen, die da meinen, es genüge bloße politische Macht plus Aufklärung, um die Kirche zu besiegen. Im Gegenteil: überall sehen wir ein Erstarken der kirchlichen Mächte. In Frankreich geht der Kampf um die religiösen Orden, in Deutschland um das Konkordat, in Italien um den Kirchenstaat, in Mexiko um den Landbesitz der toten Hand, und auch die Modernisierungskämpfe in der Türkei und in Afghanistan darf man wohl in die Rubrik Kulturkampf eintragen. So wird es niemand überraschen, daß auch der Bolschewismus in Rußland sein Verhältnis zur orthodoxen Kirche zu klären hat. Unmittelbar nach der Revolution glaubte er das mit einem Gewaltakt erledigen zu können. Zunächst wurde die Kirche durch Gesetz vom Staate radikal getrennt, dann wurden die revolutionären Freidenker mobil gemacht, tausende von Kirchengebäuden enteignet, tausende von Geistlichen und schließlich sogar die kirchliche Propaganda verboten. Die religiösen Bedürfnisse der Menschheit mögen gewiß von kulturellen, ökonomischen und sozialen Bedingungen nicht unabhängig sein: sie liegen aber doch darüber hinaus. Die Organisation einer Kirche mag auch

noch so mangelhaft sein, ihre geistlichen Träger mögen noch so viel Menschlich-Allzumenschliches an sich haben: der Boden der Mystik auf dem jede Konfession letzten Endes steht, ist der Boden des Menschenlebens an sich. Und so erlebte denn auch das heutige Rußland, daß selbst ein großer Teil der Arbeiterschaft, die von den großtönenden Redensarten der Bolschewisten nicht satt wird, eine traurige Leere dieses Daseins empfindet. Während noch vor wenigen Jahren die führenden russischen Genossen sehr selbstbewußt davon redeten daß die Kirche mit dem Wandel der sozialen Verhältnisse in Rußland von selbst absterben werde, müssen sie jetzt beobachten, daß die Kirche an Macht erstarkt. Es sind Arbeiter, die Gelder für neue Kirchenbauten summeln, es sind Arbeiter, die Geistlichen, Mönchen und Nonnen helfen, wenn sie unter dem Deckmantel sogenannter staatlicher „Genossenschaften“ wieder ihre Leute um sich sammeln und die Kirchenräume wieder religiösen Zwecken nutzbar machen.

Daß die Bauern ein noch stärkeres Verlangen nach kirdlicher Einrichtungen und Veranstaltungen haben, versteht man leicht, wenn man daran denkt, daß das Landvolk in aller Welt das konservativste

Element auf religiösem Gebiet darzustellen pflegt. Da hört auch die Macht der bolschewistischen Propaganda, sogar die des bolschewistischen Terrors auf. Jetzt kommt hinzu daß die Sowjetregierung aus wirtschaftlichen Gründen wieder einen schärferen Kampf gegen das Bauerntum führt. Sicht sie doch im bösen Willen der Bauern die Hauptursache für das Versagen der russischen Ernten und für die jährlich wiederkehrenden Hungersnöte. Je mehr aber der Bauer mit seinen elementaren ökonomischen Interessen im Widerspruch zu den Tendenzen der Regierungspolitik gerät, umso weniger ist er auch geneigt, sich auf die kirchenfeindliche Regierungspolitik einzulassen. So kommt zu dem politischen Gegensatz der religiöse verschärfend hinzu. Daraus erklärt es sich, wenn Stalins Zeitung, die „Prawda“, heute wieder die Parole zur schärfsten kirchenfeindlichen Propaganda ausgibt. Sie zählt 250 000 Geistliche und 50 000 Kirchen in Rußland, wo zu noch unkontrollierbar viele Mönche und Nonnen und heimliche Klöster kommen sie stellt fest, daß die christlichen Jugendorganisationen schon wieder an Zahl die kommunistischen überholen und nennt die Kirche wieder nicht nur den gefährlichen, sondern auch den stärksten Feind der Sowjet-Macht. So entbrennt der neue Kultukampf in Rußland auf der ganzen Linie und wird neben den politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen seinen Teil zur letzten Entscheidung über das Schicksal des Bolschewismus beitragen.

Unter der Paneuropa-Flagge.

Im Hotel Kaiserhof fand jüngst die Delegiertenversammlung der Paneuropäischen Union Deutschland statt. Aus diesem Anlaß hatte der Kaiserhof zum ersten Male in Berlin die Pan-europa-Flagge gehisst: eine blaue Fahne, in deren Mitte ein rotes Kreuz auf goldener Sonne schwelt.

R. R. Coudenhove-Kalergi berichtete über seine letzten Verhandlungen in Paris, vor allem über den Stand der Vorbereitung zum pan-europäischen Wirtschaftskongreß. Er teilt mit, daß am 15. Mai bei Minister Loucheur eine Vorkonferenz stattfindet, an der eine Reihe führender Persönlichkeiten der deutschen, französischen, englischen und belgischen Wirtschaft teilnimmt. Coudenhove schloß mit der Aufforderung, das große Ziel des politisch-wirtschaftlichen Zusammenseins der europäischen Staaten jenseits von allen innerpolitischen Gegensätzen unter Führung der Paneuropa-Union durch intensive Aufklärung und Werbung zu fördern.

Argus.

#### Bücherschau.

Das Jugendbüchlein *Völkerversöhnung*, herausgegeben von J. Ohrmann. Verlag P. Riechert, Heide i. Holstein.

Zu denjenigen Brnn. unserer Großlage, welche ihre Gesinnung auch außerhalb der Loge hervorragend betätigen und der Idee der Völkerversöhnung persönliche Opfer bringen, gehört unser Br. Riechert in Heide (Holstein). Er verlegt nicht nur das Organ der norddeutschen Friedensbewegung „die deutsche Zukunft“ sondern hat jetzt auch eine ausgezeichnete Jugendchrift, „Das Jugendbüchlein Völkerversöhnung“ herausgebracht, welches allen Brnn. Lehrern auf das wärmste empfohlen werden kann. Es wird im deutschen Unterricht sehr gute Dienste leisten. Der Verfasser J. Ohrmann, ein erfahrener Pädagoge und eifriger Pazifist, bringt auf 24 Seiten der gut ausgestatteten Schrift viele wertvolle Anregungen für den Unterricht. Der Preis beträgt nur 20 Pfennig.

J. Leonhart.

#### Zeitschriftenschau.

Ethische Kultur, Nr. 4. Einen der schlimmsten Übelstände unserer Zeit berührt Spectator mit „Die Atmosphäre der Gewalt“, das Problem der „Gewaltlosigkeit“ behandelt Eckstein in einer Besprechung des Handbuchs des aktiven Pazifismus, das aktuelle Problem des „Strafvollzuges“ behandelt Kautsch geschichtlich, dem „Verbot des Krieges“ gilt eine weitere kurze Abhandlung, die mit Redit vor jedem Optimismus warnt. Längere Nachrufe sind Bona Peiser und Wilhelm Rein gewidmet.

Paneuropa, H. 4. Ein offener Brief an den Präsidenten Hoover eröffnet das Heft, „Atlantis“ von Coudenhove weist auf die Entstehung eines neuen politischen Weltmachtzentrums um den Atlantischen Ozean hin. Panneuropa, Panamerika, British Empire. W. Meyer gibt ein interessantes Bild von der Bedeutung der Luftfahrt für Zusammenschluß und Frieden. Ewald schreibt über das Thema „Gibt es einen europäischen Menschen?“ im bejubelnden Sinn. Viktor Hugos berühmte Friedensrede zum Pariser Friedenkongress 1899 bildet den Schluß der A handlungen. Wirtschaftschronik, Pressechronik, Budibesprechungen.

Notiz. Vom 21. Juni bis 14. Juli bin ich verreist. Zu dieser erbitte ich nur ganz dringliche Zusendungen an die Adresse: Schwabach bei Nürnberg, Parkstr. 12. M. S.

**„Das neue Freimaurertum“** Zeitschrift des Freimaurerbundes zur aufgehenden Sonne erscheint jährlich 12 mal und kann nur von Br. Freimaurern aller Leharten bezogen werden. — Preis pro Jahrgang 6,— inkl. Versandkosten. — Bestellungen sind zu richten an die **Schriftleiterstelle des F. Z. a. S. Karl Broschinski** Hamburg 33, Wadgassenstraße 66 Postcheckkonto 67359



## Logenabzeichen des F. Z. A. S.

empfiehlt aus



eig. Zeichn.

Ring und Anhänger in gebieg. Hauarbeit Gold 8 u. 14 kar., Silber weiß u. vergolbt. Zum Preis mit der Gestaltung der off. Auszeichnungen beauftragt.  
**Dr. E. Hoffmeyer, Goldschmied, Stuttgart, Geschäftstr. 21.**

## Erkenne Dich selbst!

Erkenne die Naturkräfte und Stoffe, von denen Dein Leben, Deine Gesundheit, Deine Arbeits- und Genügsamkeit abhängen!

Wie wirken die Kräfte und Stoffe in unserm Organismus? Wie gleichen die Organe die gegensätzlichen Wirkungsarten harmonisch aus?

### „Innenkultur auf biologischer Grundlage“

gibt in gemeinverständlicher Form darauf Antwort, bringt dieses Wissen. — In möglichster Kürze sind darin angegeben: Die Wirkungsweszen 1., der Sonnenstrahlen; 2., der atmosph. Luft; 3., der Nahrmittel; 4., der Reiz- und Gennsamittel; 5., der Körpersäfte; 6., der Organe (Haut, Sinnesorgane, Muskeln mit dem Herzmuskel, Drüsen-, Nervenorgane, Geistesorgane); 7., die Behandlung des ganzen Organismus von der Geburt an.

**Wissen ist Macht! Wissen über sich selbst ist Macht über sich selbst! Verschafft Euch, l. Br. dieses Wissen!**

Das Buch, brosch., ist nur gegen Voreinzahlung von 1,50 Rm. direkt zu beziehen vom Verfasser

**Br. Georg Hoffmann, Physiolog**  
Dresden-A 1, Mathildastr. 43 b.  
Postcheckkonto 22028 Dresden.

Französischer Bruder, mit dem Sitz in Paris, der alle Zweige der Metallindustrie besucht, wünscht für ganz Frankreich erstklassige deutsche Vertreterungen zu übernehmen. Deutsche Zeitschriften und Referenzen nimmt aus Gefälligkeit Br.: Richard Epstein, Prag VII, Veletzni 6, 57 zwecks Weiterleitung entgegen.